Zeitschrift: Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte = Revue d'histoire ecclésiastique suisse

Herausgeber: Vereinigung für Schweizerische Kirchengeschichte

Band: 82 (1988)

Buchbesprechung: Rezensionen = Comptes rendus

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

REZENSIONEN – COMPTES RENDUS

Die transalpinen Verbindungen der Bayern, Alemannen und Franken bis zum 10. Jahrhundert, hg. von *Helmut Beumann* und *Werner Schröder* (Nationes, Bd. 6), Sigmaringen, Jan Thorbecke 1987, 432 S., 13 Abb.

Bei der hier anzuzeigenden Publikation handelt es sich um die Akten eines 1982 von der Deutschen Forschungsgemeinschaft im Schwäbischen Bildungszentrum Irsee veranstalteten Kolloquiums. In einem relativ breiten Spektrum der Fragestellungen wird einmal auf die fränkische Alpenpolitik eingegangen (Reinhard Schneider). Alois Schmid widmet seine Überlegungen dem Problem der Beziehungen Bayerns zu Italien vom 7. bis zum 10. Jahrhundert. In einem solchen Zusammenhang interessiert die Funktion der Bischöfe von Säben (Josef Riedmann). Damit ist das Gebiet der Kirchengeschichte gestreift, die natürlich immer, besonders aber im Früh- und Hochmittelalter in die allgemeine Geschichte hineinspielt. Eher sprachlichen Problemen widmet sich Jochen Splett, der Arbeo von Freising und den deutschen Abrogans im Zusammenhang mit den bairisch-langobardischen Beziehungen behandelt. Die Archäologie ist im Band ebenfalls vertreten, und zwar in einem das Thema beleuchtenden Beitrag Manfred Menkes. Dem Artikel Alois Schmids entsprechend wendet sich Pankraz Fried dem Thema «Alemannien und Italien vom 7. bis 10. Jahrhundert» zu. Rechtsgeschichtlichen Charakter haben die Ausführungen Raymund Kottje zum Geltungsbereich der «Lex Alamannorum». Wieder in kirchengeschichtliche Thematik führt der Aufsatz Wilhelm Störmers, in dem über die Funktionen des Kirchenfernbesitzes im Ostalpengebiet reflektiert wird. Der Wiener Mediävist Herwig Wolfram faßt abschließend das Ergebnis der Diskussionen und Ausführungen übersichtlich zusammen. Die Publikation vermag eine gut lesbare Information zum Themenkomplex zu bieten und gleichzeitig neue Perspektiven zu eröffnen. Im besonderen gelingt es ihr darzulegen, daß sich auch im Frühmittelalter die Regional- und Landesgeschichte nicht im engen Raum abspielte, sondern vielmehr über die Alpenschranke hinweg weite und umfangreiche Beziehungen nach außen bestanden.

St. Gallen WERNER VOGLER

M. Aubrun, **La paroisse en France des origines au XVe siècle,** Paris, Picard 1986, 270 p.

La paroisse dans l'Europe médiévale est pratiquement absente de la réflexion historique actuelle. Face aux monographies, déjà relativement anciennes, peu de renouvellement. Organisé sur la base de rapports régionaux très détaillés, l'excellent Colloque *Pievi e parrocchie in Italia nel basso Medioevo (sec. XIII-XV),* publié dans la collection *Italia Sacra* (Roma, Herder 1984), le premier du genre à un niveau européen, avait montré le chemin à parcourir. En ce qui concerne l'Italie, une synthèse n'est de loin pas possible. Le cas de la France n'est point différent. Il faut savoir gré aux organisateurs du 109e Congrès national des Sociétés Savantes (Dijon 1984, consacré à *L'encadrement religieux des fidèles au Moyen Age et jusqu'au concile de Trente* d'avoir suscité des contributions importantes autour de la paroisse au Moyen Age. C'est dire si tout livre général sur un tel sujet a du moins le mérite de susciter des vocations de recherche.

C'est le cas de l'ouvrage de M. Aubrun qui passe en revue, en plus de 170 pages une histoire de très longue durée, depuis la période des grandes mutations gallo-romaines et mérovingiennes jusqu'à la fin du Moyen Age, en cinq chapitres qui résument, de manière succinte, avec une préférence pour les textes normatifs, les problèmes classiques (de l'église privée à l'encadrement pastoral des derniers siècles du Moyen Age...) que doit affronter tout historien de la paroisse médiévale. Le dernier tiers du volume contient, utilement, 41 documents en traduction française (le dernier est tiré de la visite pastorale dans le diocèse de Genève du 14 octobre 1443, édité par L. Binz).

Lausanne AGOSTINO PARAVICINI BAGLIANI

Der Folchart-Psalter aus der Stiftsbibliothek St. Gallen. 150 faksimilierte Initialen aus dem 9. Jahrhundert mit dem vollständigen deutschen Psalmentext. Mit Beschreibung und Kommentar von *Peter Ochsenbein* und *Beat von Scarpatetti,* Basel–Wien, Herder 1987, 340 S.

Zu den berühmtesten Handschriften der Stiftsbibliothek gehören neben den irischen Manuskripten der Goldene Psalter und der Folchart-Psalter, die beide dem 9. Jahrhundert entstammen. Der erstere hat soeben durch Christoph Eggenberger eine umfangreiche kunsthistorische Würdigung in einer Habilitationsschrift erhalten (Christoph Eggenberger, Psalterium aureum Sancti Galli. Mittelalterliche Psalterillustration im Kloster St. Gallen, Sigmaringen 1987). Fast gleichzeitig erscheint ein Teilfaksimile des letzteren. Zu einem relativ niedrigen Preis sind mindestens die Miniaturen in Originalgröße in einem Faksimile verfügbar. Der Liebhaber und auch der Forscher wird dem Verlag dankbar sein, daß es jetzt möglich ist, die kostbare, nie aus St. Gallen ausgeliehene Handschrift in dieser Teiledition zu benützen. Die 17 ganzseitigen Miniaturen werden selbstverständlich vollständig und in Originalgröße wiedergegeben, während die 150 Initialen ohne den sie umgebenden Text, allerdings in

voller Größe, in guter Qualität reproduziert sind. In origineller Art und Weise hat der Verlag eine deutsche Übersetzung der Psalmentexte beigegeben. Man mag es bedauern, daß er wider den Wunsch der Herausgeber den doch sprachlich sehr veralteten und der Allgemeinheit kaum mehr verständlichen Luther-Text gewählt hat. Falls er dies aus Ökumenismus getan hat, dürfte es sich hier um ein schlechtes Beispiel dafür handeln. Es ist ja darauf hinzuweisen, daß der zugrundeliegende lateinische Text jener der Vulgata ist, Luther hingegen hat nicht nach der Vulgata übersetzt. Obwohl von den Kosten her eine Teilfaksimilierung durchaus verständlich ist, darf auf eine gewisse Fragwürdigkeit dieses Konzepts insofern hingewiesen werden, als daß zu einer mittelalterlichen Pergamenthandschrift wesentlich auch das Umfeld der Miniatur gehört, also die ganze Seite samt dem Text. Auf der andern Seite scheint es von den Kosten her verständlich, daß man sich bei der Wiedergabe einschränken mußte. Es sollte ja nicht nur eine Publikation für ein paar Bibliophile werden, sondern man versuchte, im Grunde genommen richtig, den Schritt zu einem breiteren, auch am religiösen Gehalt der Psalmen interessierten Publikum.

Es existieren bekanntlich verschiedene berühmte Psalter-Handschriften des 9. Jahrhunderts, etwa der Utrechter Psalter, der Dagulf-Psalter, der Stuttgarter Psalter, um nur diese zu nennen. Auch in St. Gallen sind solche hergestellt worden, die bereits erwähnten, hinzuzufügen wäre etwa auch der St. Galler Psalter in Göttweig (Codex 30). Peter Ochsenbein, der heutige Leiter der Stiftsbibliothek, und Beat von Scarpatetti, Handschrifteninventarisator, versuchen in einem relativ knappen Kommentar, die Bedeutung des berühmten Codex genauer zu situieren. In einer Art, die Handschrift einzukreisen, gehen sie von der Bedeutung geschriebener religiöser Handschriften im Umfeld der karolingischen Kultur aus. Sie geben dann eine Übersicht über die Forschungsbemühungen um die Handschrift, die bereits einige Resultate gezeitigt hat. Natürlich ist eine erschöpfende wissenschaftliche Aufarbeitung der Handschrift noch nicht geleistet. Immerhin stellen sie dann das Kodikologische der Handschrift, die äußere Gestalt vor, befassen sich relativ eingehend mit den paläographischen Problemen, stellen knapp den Inhalt vor, streifen die künstlerische, buchmalerische Ausstattung des Buches und geben, was bisher kaum untersucht war, auch Hinweise auf die Benützungsgeschichte des Psalters, die einige neue Gesichtspunkte hervorkehren. Die Publikation des Folchart-Psalters ist sicher insofern besonders erfreulich, als damit einer noch zu leistenden Forschung einige Steine aus dem Weg geräumt worden sind, was gewiß zu einer noch eingehenderen Beschäftigung mit der Handschrift und ihrem kulturhistorisch-kunstgeschichtlichen Umfeld anregen wird.

St. Gallen WERNER VOGLER

Nicole Bériou, **La prédication de Ranulphe de la Houblonnière. Sermons aux clercs et aux simples gens à Paris au XIIIe siècle,** 2 vol., Paris, Etudes Augustiniennes 1987, 224 et 415 pp.

Cet ouvrage est né à l'intérieur d'une thèse de doctorat d'état sur la prédication parisienne du XIIIe siècle, en voie d'achèvement. Le premier tome présente l'auteur et l'œuvre. Le deuxième tome contient l'édition critique de quarante sermons inédits: vingt-sept ont été prononcés dans les années 1260–1288 par Ranulphe de la Houblonnière, clerc séculier, maître en théologie, chanoine de Notre-Dame puis évêque de Paris; les treize autres sont apparentés à la prédication de Ranulphe. Certains sont anonymes. Les autres sont l'œuvre de prédicateurs parisiens du XIIIe siècle, Guillaume de Mailly et Nicolas de Biard. Le dernier, typologiquement rare, a été prononcé par un anonyme lors d'une séance synodale.

Il faut savoir gré à Nicole Bériou d'avoir mené à terme ce travail d'édition. L'histoire de la spiritualité et de la vie religieuse des laïcs au Moyen Age retient aujourd'hui de plus en plus l'attention des historiens. Ce courant de recherches, fructueux et important, doit cependant se nourrir d'éditions de sources qui, comme celle que nous offre Nicole Bériou, sont représentatives d'un milieu et d'un contexte social déterminé. La définition de l'auditoire d'un prédicateur médiéval pose toujours des problèmes. Les indices recueillis par Nicole Bériou montrent cependant à l'évidence que Ranulphe de la Houblonnière a parlé (ou écrit ses sermons) pour des auditoires très variés: les clercs séculiers, les universitaires (que l'on reconnaît le plus facilement), mais aussi les «gens simples». Les auditoires féminins furent nombreux: religieuses, filles-Dieu, pénitentes, béguines, femmes mariées. En ce qui concerne les béguines, il est intéressant de constater l'effort du prédicateur de vouloir leur donner un statut (religieuses engagées dans l'état monastique). Le caractère «flou» de leur statut et la relative indépendance du mouvement semblent lui poser problème. «Vous le voyez», dit-il à l'Hôtel-Dieu, «aujourd'hui chacun se fait sa propre route, les uns par la religion des béguines, etc., si bien qu'il y a aujourd'hui tant de façons de se comporter que l'homme ne sait plus dans quel statut il est».

L'introduction de Nicole Bériou à la prédication de Ranulphe de la Houblonnière mérite attention sur le plan méthodologique, notamment en ce qui concerne le passage de la prédication à l'écrit, les rapports entre vernaculaire et texte latin, les techniques de prédication, le rôle des *exempla* dans la prédication (liste complète aux pp. 111–116), et ainsi de suite. Une excellente description des manuscrits, ainsi que de nombreux index complètent une édition critique parfaitement maîtrisée.

Lausanne AGOSTINO PARAVICINI BAGLIANI

Kurt Ruh, **Meister Eckhart: Theologe, Prediger, Mystiker,** München, C. H. Beck-Verlag 1985, 208 S.

Mit dem vorliegenden handlichen Bändchen legt der emeritierte Ordinarius für Philologie an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg und gebürtige Schweizer Kurt Ruh eine für ein weiteres Publikum bestimmte Übersicht über seine jahrzehntelange wissenschaftliche Beschäftigung mit Meister Eckhart vor. Als neu versteht er selbst daran den biographischen Aufriß, den Versuch, das Werk mit dem Leben zusammenzusehen. Bei der Spärlichkeit der gesicherten Daten – die erste sichere Nachricht stammt von Ostern 1294, als Eckhart ungefähr 30 Jahre alt war und damit fast die Hälfte seines Lebens bereits hinter sich hatte – muß das Buch dennoch im wesentlichen den Werken folgen, den «Reden der Unterweisung», vorgetragen in den Jahren 1294–1298 als dominikanischer Ordensspiritual in Thüringen, dem ebenfalls in den Erfurter Jahren entstandenen «Granum sinapis», dem «Paradisus anime intelligentis», einer Sammlung von Predigten aus den Jahren 1303–1311, dem «Opus tripartitum» aus der Zeit des zweiten Pariser Magisteriums (1311–1313) sowie dem vermutlich 1318 für Königin Agnes verfaßten «Liber benedictus». Dieser gab denn auch den Anlaß für das 1326 vom Erzbischof von Köln gegen Eckhart eröffnete Inquisitionsverfahren, welches 1329 zur Verurteilung von 28 Sätzen aus dessen Werk an der Kurie in Avignon führte, wo Eckhart wahrscheinlich ein Jahr früher in recht verzweifelter Situation gestorben war. An all diese Texte führt Ruh den Leser durch extensives Zitieren und Erklären sehr nahe heran; wenn überhaupt, so liegt hier ein möglicher Zugang zu Meister Eckhart.

Freiburg KATHRIN UTZ TREMP

Ernst Rieger †, **Das Urkundenwesen der Grafen von Kiburg und Habsburg.** Mit besonderer Betonung der innerschweizerischen, Züricher und thurgauischen Landschaften. Aus dem Nachlaß hg. u. für den Druck überarbeitet von *Reinhard Härtel,* Teilband I, II (Archiv für Diplomatik, Schriftgeschichte, Siegel- und Wappenkunde, Beiheft 5/I, II), Köln–Wien, Böhlau Verlag 1986, XXIX u. 634 S. u. 64 Tafeln.

Rieger plante umfassende Arbeiten über «Die südwestdeutsche Privaturkunde des 13. Jahrhunderts auf landschaftlicher Grundlage». Einen ersten Teil über das Urkundenwesen der Grafen von Kiburg und Habsburg reichte er 1939 der Universität Münster als Habilitationsschrift ein. Der Krieg und finanzielle Probleme verzögerten den Druck, zudem wollte der Verf. die Arbeit ausbauen und überarbeiten. Doch fiel er im März 1945, hatte aber vorher noch aufgezeichnet, was an seinem Manuskript zu verbessern und zu ergänzen wäre, und das korrigierte Originalmanuskript bei einem Verwandten deponiert. Friedrich Hausmann (Graz) und Walter Heinemeyer (Marburg) bemühten sich dann jahrelang um die Drucklegung, welche sich aus sachlichen, personellen und finanziellen Gründen immer wieder verzögerte. 1964 mußte mit der Überar-

beitung des Manuskripts nochmals begonnen werden, als die erwähnten Bemerkungen Riegers zur Drucklegung und zwei neugefaßte Kapitel zum Vorschein kamen. 1972 stand endlich ein kompetenter Bearbeiter zur Verfügung. Er legt im Vorwort genaue Rechenschaft über die vorgenommenen Veränderungen ab. Vor allem erstellte er ein chronologisches, fortlaufend numeriertes Verzeichnis aller behandelten und zum Vergleich herangezogenen Urkunden, was die Zitierung sehr vereinfacht und vereinheitlicht, da nun bei jedem Zitat nur auf die betreffende Nummer verwiesen werden kann. Aus dem Verzeichnis ist alles weitere ersichtlich: Datum, Aussteller, Adressat, Überlieferung, Lagerort, Drucke, Regesten, Provenienz und, besonders wichtig, die Angabe, auf welchen Seiten die Urkunde in irgendeinem Zusammenhang erwähnt ist. Doppelzuweisung und andere Unebenheiten wurden anhand des noch greifbaren Photomaterials Riegers entschieden, auf Abweichungen in der Zuweisung in neueren Arbeiten in Nachträgen hingewiesen. Grundsätzlich jedoch wurde der Text Riegers belassen. Eine Überprüfung aller Zuweisungen und Angaben Riegers hätte zu einer völligen Neubearbeitung führen müssen, die der Bearbeiter weder leisten konnte noch wollte. Das Manuskript war 1974 abgeschlossen, einschlägige Literatur ist jedoch noch bis 1981 nachgetragen, in den Nachträgen aber nur noch teilweise verarbeitet.

Da Rieger bald erkannte, daß nur ein Viertel der von Kiburgern ausgestellten Urkunden von einem ihrer Schreiber stammte, bei den Habsburgern sogar nur wenige Stücke von Ausstellerhand geschrieben sind, verlegte er das Schwergewicht auf die Abklärung der Kanzleiverhältnisse der zahlreichen Empfänger und anderer an den Rechtsgeschäften irgendwie beteiligter Institutionen. Zum Teil wurde der Gesamtbestand der Urkunden einer Institution herangezogen, zum Teil beschränkte sich die Untersuchung auf die Kiburger und Habsburger Urkunden und diejenigen Urkunden, die mit diesen paläographisch, im Diktat, in der Orthographie oder im Lautbestand Gemeinsamkeiten oder Verwandtschaft aufweisen. Besonders ausführlich sind deshalb Klöster wie Rüti, Kappel und Wettingen behandelt, die sehr viele Urkunden für Dritte herstellten, ebenso das Großmünster Zürich als wichtigstes Scriptorium Zürichs mit nachweisbar 24 verschiedenen Händen, die im 13. Jahrhundert oft auch für das Fraumünster und die Stadt schrieben. Die Zürcher Prediger schrieben vor allem für Frauenklöster (Ötenbach, bis 1250 auch Töß) Urkunden, aber auch für Hartmann IV. von Kiburg in Familiensachen, wobei die Urkunden meist außerhalb Zürichs ausgestellt sind, die Predigermönche also zu ihren Auftraggebern reisten.

Es kann sich natürlich nicht darum handeln, im Rahmen einer Besprechung die Ergebnisse für alle Klöster und weltlichen Beurkundungsstellen mitzuteilen. Auf einige besonders bemerkenswerte Feststellungen sei aber doch hingewiesen. Die Beurkundungsgeschäfte der Stadt Luzern wurden bis in die 60er Jahre vom Kloster besorgt. Wurmsbach und Frauenthal scheinen keine Urkunden hergestellt zu haben, während in Töß ab 1250 dann die Empfängerherstellung überwog. Paradies schrieb keine oder nur sehr wenige Urkunden, dies besorgten die Franziskaner von Konstanz, welche dann durch ihre Mitbrüder in Schaffhausen abgelöst wurden. Die Chorherren auf dem Heiligenberg bei Winterthur dürfen als juristische Berater und Urkundenschreiber für Töß angespro-

chen werden, auch das Stadtrecht von Winterthur von 1264 ist mit größter Wahrscheinlichkeit auf dem Heiligenberg entstanden. Feldbach zeichnet sich durch charakteristische, sorgfältige Schrift seiner vielen Empfängerurkunden aus. Die Echtheit der Handfeste von Freiburg i. Ü. von 1249 wird durch die diplomatischen Argumente gestützt. Männerklöster stellten in bedeutendem Umfang Urkunden für die ihnen unterstellten oder mit ihnen in enger Beziehung stehenden Frauenklöster aus, so etwa Kappel für Wurmsbach, Frauenthal, Tänikon, und Rüti für Bollingen.

Rieger vermag lediglich neun Kiburger Schreiber nachzuweisen. Sie schrieben oder verfaßten ein knappes Fünftel der behandelten Urkunden. Es sind dies Notar Friedrich von Kiburg (K 1), Notar Rudolf (?, K 2), Kaplan Konrad, Leutpriester von Dießenhofen (K 3), K 4, Notar Johannes (?, k 5), K 6 ist identisch mit dem Chorherrn Heinrich Wolfhart von Heiligenberg, K 8 und K 9. Viel vager bleiben die Habsburger Schreiber, die nur 1/13 der behandelten Urkunden verfaßten. Die Beweisführung für ihre Funktion ist vor allem negativ: die betreffenden Urkunden sind nicht als Empfängerausfertigungen oder solche durch Dritte zu erweisen. Rieger läßt deshalb die Möglichkeit anderer Provenienzen offen. Bei H 2 wird an den laufenburgischen Notar Hugo gedacht, bei H 3 an einen Kaplan von Schloß Besserstein, H 4 ist mit K 7 identisch, er schrieb also auch für die Habsburger als Erben der Kiburger. Für H 1 und H 5 fehlen alle personellen Anhaltspunkte. Abgesehen von gewissen Diktatverwandtschaften zwischen K 1 und K 2, vielleicht auch noch K 3, weisen die Urkunden aller dieser Schreiber keine gemeinsamen Merkmale auf, die auf einen bestimmten Kanzleigebrauch schließen ließen. So kommt Rieger zum sehr wichtigen, wenn auch mageren Resultat, daß einzelne Schreiber aus dem Umkreis der Grafen nur herangezogen wurden, «etwa wenn die Handlung am Sitz der Grafen oder am Wohnplatz eines ihrer Notare geschah». Es überwiegt bei weitem die Urkundenausstellung durch die Empfänger und durch Dritte. Weder die Kiburger noch die Habsburger haben über etwas verfügt, das man auch nur mit einigem Recht als Kanzlei bezeichnen könnte. Die geistlichen Institutionen spielten mit ihren Empfängerausfertigungen auch für weltliche Beurkundungsgeschäfte eine überragende Rolle. Diesem wichtigen Ergebnis kann voll zugestimmt werden.

Problematischer ist die Bestimmung der Provenienzen, da hier neben der Schrift auch «Diktat», Orthographie, Lautbestand und sachliche Argumente herangezogen, aber nicht klar voneinander getrennt werden. Der Begriff «Diktat» stammt aus der Diplomatik der Herrscher- und Papsturkunden, deren Methode Rieger ja selber als für die Privaturkunden wenig geeignet betrachtet. Diktat setzt eine funktionierende Kanzlei voraus, eine andere Verwendung des Begriffs müßte klar definiert werden, Anklänge, ja sogar gewisse wörtliche Entsprechungen genügen jedenfalls nicht. Wenn schon keine Kanzleien bestehen, so sind auch die Möglichkeiten des formalen Einflusses nicht sicher faßbar, man denke etwa an Vorurkunden, Vorlagen, von denen bestimmt heute nicht mehr alle erhalten sind, das Gedächtnis des Schreibers, Formularbücher, Wünsche des Ausstellers und Empfängers. Diese Schwäche hat der Herausgeber selber erkannt (S. XXI). Vor allem ist nicht immer klar ersichtlich, ob die Provenienzbestimmungen auf der Schrift oder anderen Elementen beruhen.

Völlig legitim ist die Einordnung in eine Provenienzgruppe nach dem Diktat etc., wenn die Gruppe in Urkunden von gleicher Hand und solche von verschiedenen Händen unterteilt wird. In 12 Fällen ordnet Rieger jedoch Urkunden, deren Originale er nicht eingesehen hat, einer Gruppe zu; dann aber aus lautlichen und orthographischen Übereinstimmungen auf Gleichhändigkeit zu schließen (S. 36), geht nicht mehr an. Hier hätte in den Listen konsequent vermerkt werden müssen, ob die Zuweisung aus paläographischen oder anderen Gründen erfolgt sei. Zwei solcher Fälle wurden nachgeprüft und sollen daher etwas eingehender besprochen werden. Die Untergruppe ZürPro 1A (Großmünster) umfaßt 8 Originale, die angeblich alle von der gleichen Hand stammen, nämlich Nrn. 23, 47, 63, 66, 67, 79, 136, 168. Wohl gesteht Rieger, der endgültige Beweis für Nr. 23 und 47 müsse durch den noch ausstehenden Schriftvergleich nachträglich erbracht werden. Nun sind aber nicht nur Nrn. 23 und 47 je von einem andern Schreiber geschrieben, sondern die Gleichhändigkeit ist auch für Nr. 136 äußerst fraglich und für Nr. 168 völlig ausgeschlossen. Für eine Zuweisung von Nrn. 23 und 47 an das Großmünster fehlen zudem alle sachlichen Gründe, handelt es sich doch einerseits um eine Urkunde Lütolds von Regensberg für das Kloster Rüti, andererseits um eine solche eines Priesterkonvents für das gleiche Kloster. Es dürfte sich somit wohl um Empfängerausfertigungen handeln. Ähnlich steht es bei der Gruppe ZürPro 16 mit den Nrn. 1693, 1710, 1723, 1734, 1735, 1752 und 1773 (angeblich Originale von gleicher Hand). Nr. 1693 und 1735 stammen nicht von gleicher Hand, ebenfalls nicht Nr. 1693 und 1710. Paläographisch ganz aus dem Rahmen fällt Nr. 1752. Dieses Original hat Rieger nicht eingesehen, die Zuweisung erfolgte aufgrund von Diktat und Orthographie. Die Nrn. 1693, 1710 und 1753 werden dagegen vorbehaltlos der gleichen Hand zugeschrieben.

Es sei hier besonders vermerkt, daß Rieger die Zuschreibungen nicht etwa kritiklos vorgenommen hat, ganz im Gegenteil fällt immer wieder seine Vorsicht auf, da er Zuschreibungen mit Fragezeichen versieht oder auch andere für möglich hält. Doch hat er den diplomatischen, orthographischen und lautlichen Argumenten zuviel, sachlichen aber zu wenig Wert beigemessen. Daraus erklären sich auch mehr oder weniger große Differenzen zu den Ergebnissen neuerer Arbeiten, bei denen die Zuweisung vorwiegend nach paläographischen Gründen erfolgt. Zu wesentlich andern Ergebnissen gelangt Heinemeyer (Archiv f. Dipl. 16, 1970, S. 214ff.) beim Deutschordenshaus Köniz und beim Notar Burkhard von Bern, auch die Resultate Bruckners (Scriptoria Bd. 8) für Engelberg decken sich nur zum Teil mit denen Riegers. Müllers (Mitt.österr. Inst. f. Gesch. forschg. 55, 1944 S. 1ff.) Beobachtungen an den St. Blasianer Urkunden bestätigen im wesentlichen diejenigen Riegers, doch kann Müller die Listen der Hand A und B stark vermehren. Auch als Nachtrag nicht mehr berücksichtigen konnte der Hsg. die Ergebnisse Gössis (Urk.wesen d. Bischöfe v. Basel, 1974). Dieser kann die Liste BasB 2 um eine halbes Dutzend Urkunden vermehren, weist aber Nr. 617 einem andern Basler Domstiftsschreibr zu, ebenso ergänzt er die Liste für BasB 1 um 4 Stück. Im weitern spricht er Nr. 940 dem Notar Burkhard des Basler St. Peterstifts ab und weist sie dem Domstiftsschreiber B II 4 / H III 1 zu, was auch sachlich einleuchtend ist. Ebenso entstammt Nr. 901 der bischöflichen Kanzlei. Wegen der erwähnten methodischen Unzu-

länglichkeiten ist den Zuweisungen Riegers im einzelnen doch mit einiger Skepsis zu begegnen.

Kurz hingewiesen sei noch auf die etwas «schiefe Geographie». Im Kapitel «Innerschweiz, Zürcher Landschaft, Thurgau» behandelt Rieger auch die Klöster Wurmsbach, Wettingen, St. Gallen, Pfäfers, St. Johann im Thurtal, Olsberg, weist andererseits aber Beromünster, Hohenrain, St. Urban und die Lazariter im Gfenn der «Übrigen Schweiz» zu. Wohl scheinen 64 Tafeln eine reichliche Dokumentation darzustellen, die Wiedergabe eines Beispiels aus *jeder* Provenienzgruppe würde jedoch die Nachprüfung der Zuweisungen erheblich erleichtern.

Zum Schluß einige Ergänzungen und Berichtigungen aus meinem Arbeitsgebiet: Nr. 670 ist von Schäniser Hand geschrieben. – Die von Rieger erwähnte, aber nicht weiter besprochene Nr. 1700 (= Chartularium Sangallense IV, 1982) stammt von gleicher Hand wie Chart. Sang. 2066 und 2087. Der Schreiber ist im Raum Rapperswil – Zürcher Oberland zu suchen. – Nrn. 1448 und 1774 sind höchstwahrscheinlich nicht von gleicher Hand geschrieben. – Für Nr. 1117 ergibt sich Empfängerherstellung in Töß auch aus dem vom Urkundenschreiber stammenden Rückvermerk: Vmbe dc gv̊t...dc *wir* kŏfton... (Chart. Sang. III, 1708). Die von Rieger offengelassene Frage, ob es sich bei den Tößer Schreibern um Nonnen oder um im Kloster dauernd fungierende Dominikanermönche handle, dürfte damit doch wohl zugunsten der Nonnen entschieden sein. Ganz allgemein sei auf die Bedeutung der Rückvermerke für die Provenienzbestimmung hingewiesen. Sie wurden bisher vor allem zu wenig beachtet, weil sie in älteren Druckwerken oft nicht wiedergegeben sind. – Kloster St. Gallen (S. 273–276): Im 13. Jahrhundert kann nicht von einer Klosterkanzlei gesprochen werden, kaum zwei Urkunden sind von gleicher Hand geschrieben. Das Kloster scheint vor allem von ihm abhängige Geistliche herangezogen zu haben, zum Teil sogar die Frauen am Brühl (St. Katharinen). Nr. 332 darf auch deshalb St. Gallen zugeordnet werden, weil die Schrift der von Nr. 184 sehr ähnlich ist. Nrn. 402 und 403 stammen nicht vom gleichen Schreiber. Nr. 403 ist wesentlich spätere Ausfertigung (vgl. Chart. Sang. III, 1372). Die Briefform und der Ausstellort Heiligenberg sprechen deutlich gegen Empfängerausfertigung St. Gallens von Nr. 1188 (nur kopial überliefert), aus zeitlichen Gründen kommt als Schreiber oder «Diktator» am ehesten K 7 = H 4 in Frage. Die formalen Übereinstimmungen mit St. Galler Urkunden sind zu gering und vor allem zu wenig signifikant (etwa dei gratia, actum). Zudem ist die herangezogene Nr. 994 keine St. Galler Urkunde, sondern eine Montforter Urkunde für St. Johann, die erst im 18. Jahrhundert inst Stiftsarchiv St. Gallen gelangte. – Kloster St. Johann im Thurtal (S. 278): Nrn. 1017 und 1018 sind nicht von gleicher Hand geschrieben.

Wenn man berücksichtigt, daß dem Autor für seine sehr breit angelegte Untersuchung nur wenige zuverlässige Vorarbeiten zur Verfügung standen, daß er das Manuskript nicht mehr selber druckreif überarbeiten konnte, daß auch dem Bearbeiter zeitlich und materiell Schranken gesetzt waren, so muß die nachträgliche Drucklegung dieser Arbeit trotz der geäußerten Bedenken und Mängel doch sehr begrüßt werden. Sie bildet künftig eine wertvolle, wenn auch in Einzelheiten zu überprüfende Grundlage für alle Arbeiten zur Geschichte des

Urkundenwesens der deutschen Schweiz im 13. Jahrhundert. Auch ihr methodischer Ansatz, das Blickfeld möglichst auszuweiten und sich nicht zu sehr auf einzelne Institutionen zu beschränken, wird Früchte tragen.

Trogen OTTO P. CLAVADETSCHER

L'Eglise et la mémoire des morts dans la France médiévale. Communications présentées à la Table Ronde du C.N.R.S., le 14 juin 1982, réunies par *Jean-Loup Lemaître,* Paris, Etudes Augustiniennes 1983, 159 p., ill.

En marge de l'édition du *Répertoire des documents nécrologiques français* de J.-L. Lemaître (Recueil des historiens de la France, «Obituaires», Paris 1980), cette Table Ronde, organisée sous le patronage de l'Institut d'histoire et de recherche des Textes de Paris, a réuni un certain nombre de spécialistes allemands et français autour de sources – les nécrologes et les obituaires – qui retiennent aujourd'hui de plus en plus l'attention, notamment à cause des interférences entre l'histoire sociale et l'histoire de la spiritualité.

Deux contributions ayant un caractère général (J. Dubois, «Obituaires et martyrologes», J.-L. Lemaître, «Obituaires, calendriers et liturgie») encadrent six contributions particulières, dont la plupart mettent l'accent sur des sources du XIIIe siècle et nous introduisent donc dans un domaine relativement peu étudié, celui des obituaires des derniers siècles du Moyen Age, produits d'une spiritualité urbaine, aux «encadrements» multiples (J. Foviaux, «Amassez-vous des trésors dans le ciel»: les listes d'obits du «chapitre cathédral de Laon»; J. Avril, «La paroisse médiévale et la prière pour les morts»). A une époque d'acroissement démographique intense, des thèmes nouveaux apparaissent dans la prédication, comme le montre le sermon inédit de Jacques de Vitry *Si annis multis vixerit homo,* qu'édite ici J. Longère. Les contributions de J. Becquet, «Services post-funéraires dans les monastères limousins à l'époque romane» et de L. Falkenstein, «Le calendrier des commémoraisons fixes pour les communautés associées à l'abbaye de Saint-Remi au cours du XIIe siècle» étudient des sources, appartenant (encore) à la période monastique. Les liturgistes et les historiens de la musique médiévale apprécieront l'exposé de M. Huglo, «L'office de prime au chapitre».

Lausanne AGOSTINO PARAVICINI BAGLIANI

Ernst Ehrenzeller, **Geschichte der Stadt St. Gallen,** St. Gallen, Verlagsgemeinschaft St. Gallen 1988, XXIV+574 S., 29 Abb.

Die hier anzuzeigende neue St. Galler Stadtgeschichte aus der Feder des Stadt-St. Gallers Ernst Ehrenzeller füllt wahrhaftig eine Lücke. Gewiß ist St. Gallen der Ort mit einer fast beispiellosen ungebrochenen historiographischen Tradition, die in der Klostergeschichtsschreibung der Casus Sancti Galli und der Vitenliteratur des Hochmittelalters beginnt. Die Abtei St. Gallen hat

eine lange Reihe hervorragender Geschichtsschreiber hervorgebracht, die sich immer wieder mit der Geschichte der eigenen Institution aufgrund der beispiellos reichen Überlieferung befaßten. Doch auch die Stadt St. Gallen kann in Vadian einen der bedeutendsten schweizerischen Geschichtsschreiber vorweisen. Im 19. Jahrhundert war St. Gallen geradezu ein Zentrum schweizerischer Historiker, die wesentliche Beiträge zur Schweizer Geschichte lieferten; ich erwähne nur etwa Johannes Dierauer. Daneben blieb die Historiographie der Stadt St. Gallen eher vernachlässigt, wenn auch zahlreiche Detailuntersuchungen erschienen. Zwar hat Georg Leonhard Hartmann eine auf den Quellen aufbauende, relativ kurze Stadtgeschichte zu Beginn des 19. Jahrhunderts publiziert, es dauerte dann 100 Jahre, bis Traugott Schieß erneut einen fundierten Überblick über die Stadtgeschichte publizieren konnte. Die vorliegende neue Stadtgeschichte Ehrenzellers beruht im wesentlichen auf gedruckten Quellen und Literatur, wenn auch der Belegapparat sehr sorgfältig erarbeitet wurde. Eine detaillierte, auf vollständiger Auswertung des Archivmaterials beruhende Darstellung bleibt somit nach Desiderat, sie würde angesichts der Bedeutung der Stadt gewiß auch in ein mehrbändiges, doch eher für die Forschung geschriebenes Werk ausmünden. Ehrenzeller ist es gelungen, den doch umfangreichen Stoff über die Entwicklung der Stadt in einem gut lesbaren, 550 Seiten umfassenden Werk zu bändigen. Das Buch liest sich erstaunlich leicht, ist sehr übersichtlich gegliedert. In relativ kurzen Kapiteln beschränkt sich der Autor auf das Wesentliche und verliert nie den roten Faden, so daß das Buch leicht auch als Nachschlagewerk für Einzelprobleme benützt werden kann, wozu das doppelte Register der Personen sowie der Orte und Sachen mithilft. Die Orientierung erleichtert zudem eine Zeittafel, Listen der Äbte des Klosters, der Bischöfe der Diözese und der Bürgermeister beziehungsweise Stadtpräsidenten seit 1400. Über die parteipolitischen Verhältnisse des 20. Jahrhunderts gibt eine Liste der Sitzverteilung im Gemeinderat seit 1918 Aufschluß. Entgegen der Tendenz ist das Werk sehr zurückhaltend illustriert. Im ganzen handelt es sich bloß um 29, indes thematisch passende, aufschlußreiche Abbildungen. Die Geschichte der Stadt St. Gallen kann man sich selbstverständlich nicht vorstellen ohne jene des Klosters. Entsprechend befaßt sich das Werk in drei chronologischen Hauptteilen mit der Kloster- und Reichsstadt, mit der Stadtrepublik und mit der Kantonshauptstadt. Erfreulicherweise ist die Geschichte bis in die 80er Jahre unseres Jahrhunderts fortgeführt. Der letzte Teil, der die Zeit seit der Französischen Revolution umfaßt, ist gleich umfangreich wie die beiden vorangehenden. Ehrenzeller schreibt einen nüchternen Stil und pflegt eine eher traditionelle, sehr solide Geschichtsschreibung, wobei er die Ereignisse klar und kurz darstellt. Aber darüber hinaus widmet er auch den langfristigen Entwicklungen, den Strukturen und dem Sozialen seine Aufmerksamkeit. So befaßt er sich bereits im ersten Teil mit den baulichen und verfassungsmäßigen Zuständen des Spätmittelalters, geht auch auf die wirtschaftliche Eigenart der Stadt im Leinwandgewerbe und Fernhandel ein. Die Reformation, deren politischen Charakter er deutlich betont, behandelt er ohne jede einseitige Polemik gegen das Kloster, dem natürlichen historischen Gegenpart der Stadt. Auch nach diesem folgenschweren Ereignis mußten die beiden konfessionell verschiedenen Nachbarn weiter friedlich-schiedlich zusammenleben, was auch einiger-

maßen geschah. Man kann auch nicht sagen, daß die Bestrebungen zur Säkularisierung der Abtei im Jahre 1805 im wesentlichen von der reformierten Stadt ausgingen. Eine bedeutende Aufwertung politischer Natur erfuhr die Stadt, die im Ancien Régime nie ein größeres Territorium besaß, durch die Gründung des Kantons St. Gallen im Jahre 1803, als sie Kapitale dieser neugebildeten Institution wurde. Tatsächlich ist das bisher kaum im Detail erforschte 19. Jahrhundert der Gallusstadt eine der wichtigsten und fortschrittlichsten Epochen der Stadt gewesen, die gewaltige Innovationen und Leistungen brachte. Der Umbruch wirkte sich aus bis ins 20. Jahrhundert. Dessen Ergebnis war wirtschaftlich die durch den Ersten Weltkrieg jäh unterbrochene Stickereiblüte. Eine Zäsur bildete die Eingemeindung der ehemals der Fürstabtei St. Gallen zugehörigen Vorortsgemeinden im Jahre 1918. Abschließend behandelt Ehrenzeller die neuere soziale und wirtschaftliche Entwicklung seit dem Ersten Weltkrieg in zwei klaren und knappen Kapiteln.

St. Gallen WERNER VOGLER

Benigno Hernandez Montes, **Biblioteca de Juan de Segovia,** Edicion y comentario de su escritura de Donación (Bibliotheca theologica Hispana, serie 2ª textos – tome 3), Madrid 1984.

Nachdem Julio Gonzales 1944 eine erste Veröffentlichung unternommen hatte, legte Hernandez Montes, ein profunder Kenner von Leben und Werk Segovias, mit der kritischen Edition der Bücherschenkung des Johannes von Segovia (1395–1458) an die Universität Salamanca seine wohl wichtigste und die eigenen früheren Arbeiten miteinbeziehende Publikation zur Frage nach der Bibliothek dieses bedeutenden spanischen Theologen und Konziliaristen vor. Die Arbeit gliedert sich in vier Teile: Einleitung (S. 23–72), Edition (S. 73–115), Sachkommentar (S. 117–303) und Index (S. 307–323).

In der Einleitung geht Hernandez Montes auf die Eigenheit der am 9. Oktober 1457 als Donatio inter vivos konzipierten testamentarischen Verfügung ein. Die Bedeutung dieser Schenkung, die als Kopie aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts erhalten geblieben ist, zeigt sich formal in der Aufnahme in den Codex 211: Privilegia et bullae universitatis Salmantinae der Universitätsbibliothek Salamanca. Der Text der Schenkung selbst besteht aus einer Einführung, aus dem eigentlichen Bücherinventar, aus den iuristischen Bestimmungen und aus einem Schlußwort. In der Einführung hebt Segovia die Bedeutung seiner Heimatuniversität hervor und unterstreicht die persönlichen Beziehungen zur Alma mater, an der er um 1407 das Grammatikstudium aufgenommen und bis zur Inkorporierung am Basler Konzil 1433 als Theologieprofessor tätig war. In dieser Zeit habe er nebst seiner akademischen Lehrtätigkeit an mancher universitären Gesandtschaft nach Rom und an den Hof Johanns II. von Kastilien teilgenommen. Seine ersten Kontakte mit den Mauren und die daraus entstandene intensive Beschäftigung mit dem Koran finden sich ebenso angesprochen wie Segovias letzter Lebensabschnitt im savoyischen

Aiton. Die Einführung stellte eine sehr wichtige Quelle zu Segovias Lebensgeschichte dar. Im Bücherinventar, in welchem Hernandez Montes 108 Titel identifiziert hat, sind die Werke grob nach Sachthemen geordnet: 1. Auf Pergament geschriebene Werke (Biblica und Patristik); 2. Historische Literatur; 3. Bücher über die Autorität der Kirche; 4. Werke über Glaubensthemen; 5. Predigten; 6. Literatur zur Heiligen Schrift und zur christlichen Lebensführung; 7. Varia (Patristik, konzilstheoretische Werke von Zabarella, Gerson und Panormitanus); 8. Theologische Hilfsliteratur (Aristoteles, Cicero, Seneca, Albertus Magnus, medizinische Literatur); 9. Werke über den Islam. Gemäß Verfügung sind die Titel 1–101 für die Universität und 102–105 für die Arca universitatis, das heißt zur Aufbewahrung in der Archiv- und Sicherheitstruhe der Universität beestimmt gewesen (zu dieser speziellen Schenkung vgl. B. Hernandez Montes, Donación de Juan de Segovia al Arca de la Universidad de Salamanca, in: Revista española de teologia 31 (1971), S. 167–188). Die Nummer 106 schenkte Segovia dem Kapitel des Marienkollegs in Valladolid, und 107–108 kamen ebenfalls nach Valladolid ins Kloster S. Maria de Mercede.

S. 45–50 skizziert Hernandez Montes die Geschichte des von Segovia geschenkten Bücherbestandes. In Salamanca finden sich noch 18 Handschriften mit Werken aus Segovias Bücherliste. Drei weitere Codices konnte der Autor in der königlichen Bibliothek des Escorial identifizieren. Interessanterweise ließen sich aber keine Handschriften in der Vaticana finden, obwohl sich Pius II. (Enea Silvio Piccolomini), ein guter Freund Segovias aus der Zeit des Basler Konzils, in einer Bulle vom 7. Februar 1459 an die Universität Salamanca «nonnullos ex libris, qui per dictum Johannem de Segovia, archiepiscopum, testamento relicti fuerunt» reserviert hatte. Neulich konnte von E. Meuthen in der königlichen Bibliothek zu Kopenhagen ein Band mit Konzilsprotokollen als zur Bücherliste zugehörig nachgewiesen werden (vgl. E. Meuthen, Zur Protokollführung auf dem Basler Konzil, in: Annuarium Historiae Conciliorum 16 (1984), 348–368). Offensichtlich hat ein Teil der Bücher die Reise nach Salamanca gar nie angetreten.

Nach einer formalen Beschreibung der überlieferten Handschriften aus Segovias Bücherschenkung (S. 51–57) befaßt sich Hernandez Montes mit dem «Horizonte ideológico» der Bücherliste: den scholastischen und humanistischen Aspekt beleuchtend, betont der Autor (S. 57–65) mit guten Gründen das biblisch-historische Element, das sich auch als Hauptargumentationslinie in vielen von Segovias ekklesiologischen Schriften belegen läßt.

Die Edition ist übersichtlich gegliedert und mit Varianten- und Quellenapparat versehen. Der Sachkommentar, der umfangreichste Teil der Arbeit (S. 117–303) wurde unter zwei komplementären Aspekten erstellt. Zum einen sollte die Schenkung aufgrund der übrigen zu Segovias Leben und Werk bekannten Angaben verwertet werden, und zum anderen beabsichtigte Hernandez Montes, den Inhalt der Schenkung selbst zu analysieren, um aufgrund dieses neuen Materials die Persönlichkeit Segovias noch klarer zur Darstellung zu bringen. Mit den (zu) vielen Querverweisen auf die vom Autor 1977 erstellten Werklisten (B. Hernandez Montes, Obras de Juan de Segovia, in: Repertorio de Historia de las Ciencias Ecclesiásticas en España 6 (1977), 267–347) entsteht damit ein eindrückliches und historisch gut abgerundetes Bild der umfangrei-

chen und mannigfaltigen Bibliothek Johannes' von Segovia. Ein differenziertes Autoren-, Werk- und Personenregister erschließen diese ausgezeichnete Arbeit.

Hernandez Montes' Publikation ist, wie der Rezensent aus eigener Erfahrung sagen kann, ein unentbehrliches Instrument für die Edition Segovischer Schriften.

München ROLF DE KEGEL

Fritz Glauser, **Das Schwesternhaus zu St. Anna im Bruch in Luzern 1498–1625.** Religiöse, soziale und wirtschaftliche Strukturveränderungen einer Beginengemeinschaft auf dem Weg vom Spätmittelalter zur Katholischen Reform. (Luzerner Historische Veröffentlichungen, Bd. 22), Luzern/Stuttgart, Rex 1987, 129 S., ill.

Das seit 1903 still auf dem Gerlisberg über der Stadt Luzern «residierende» Kapuzinerinnen-Kloster St. Anna hat eine bewegte Geschichte hinter sich: 1498 kamen fünf Schwestern aus der Oberen Sammnung in Solothurn nach Luzern und siedelten sich außerhalb der Stadtmauer im Bruch an. Rat und wohlhabende Bürger unterstützten das Beginenhaus, das rasch aufblühte. Die Reformationszeit überstand die Gemeinschaft offensichtlich problemlos. Geistlich betreut wurden die Schwestern von den Luzerner Barfüßern (Konventualen). Die nach dem Konzil von Trient einsetzende Reformbewegung, in der Schweiz mächtig getragen von den päpstlichen Nuntien, erfaßte auch bald die Klöster. Nach Reformmaßnahmen bei den Franziskanern sollten auch die Terziarinnen einer Reform unterzogen werden, da das offene Kloster keineswegs den tridentinischen Vorstellungen entsprach. Doch mußten die Schwestern auf Ratsbeschluß hin ihr bisheriges Kloster und ihre Kirche den Jesuiten abtreten. So zogen sie 1576 in die Stadt hinein, wo sie 1599 nochmals ihr Domizil wechseln mußten, bis sie 1619 wieder in den Bruch zurückkehren durften. Die von den Franziskaner-Konventualen eingeleitete nachtridentinische Reform brachte gute Resultate; so konnte sogar 1592 das Haus im Muotathal neu besiedelt werden. Einzig die strenge Klausur wurde nicht eingeführt, da sie mit den bisherigen Dienstleistungen der Schwestern in der Stadt (Grabbetreuung, Krankenpflege und anderes) nicht vereinbar war. 1597 leitete der Rat mit Hilfe des Nuntius eine Umformung des offenen Klosters ein, welche die Franziskaner ausschaltete und die beliebteren Kapuziner heranzog, die das Kloster nach dem Vorbild der Pfanneregger Reform umwandelten, bis es endlich 1625 – nach baulichen Umstellungen – ein geschlossenes Kloster war, getreu den tridentinischen Vorstellungen von einem Frauenkloster.

Das hatte aber strukturelle Veränderungen zur Folge, denen der Verfasser sein Hauptaugenmerk zuwendet: Nebst dem der Klausur angepaßten Klosterumbau mußte die Vermögenslage des Klosters grundlegend geändert werden. Das Kloster stieg damit auch in seinem sozialen Ansehen; es durften nun auch Bürger- und Patriziertöchter eintreten, die eine entsprechende Mitgift einbrachten. Das lateinische Chorgebet ersetzte die bisherige mehr subjektive

Gebetspraxis. Ein gewisser Wohlstand erlaubte sogar die Anstellung eines eigenen Klosterkaplans.

Nach der Darstellung der allgemeinen geschichtlichen Entwicklung des Klosters bis zum Jahre 1625 untersucht der Autor unter dem strukturellen Aspekt die sozialen und wirtschaftlichen Gegebenheiten, die durch den bruchartigen, aufgezwungenen Observanzwechsel ebenfalls starken Veränderungen unterworfen waren. Vergleiche mit anderen Frauenklöstern der Zeit stellen das Besondere des Luzerner Klosters heraus. Schwesternverzeichnisse, Dokumentenanhang, Quellen- und Literaturangaben, Bilddokumente und ein ausführliches Register beschließen die Arbeit. Einen besonderen Hinweis verdienen die grundlegenden Überlegungen im Einleitungskapitel und das Schlußkapitel «Der Reformvorgang». Sie zeigen klar die Problemstellung auf, der sich eine heutige Klostergeschichte zu widmen hat. Darum ist diese lokale Klostergeschichte von überregionaler Bedeutung, ja ein wertvolles Musterbeispiel für unsere vielgestaltige Schweizerische Kirchengeschichte.

Mariastein LUKAS SCHENKER OSB

Wilhem Baum, **Sigmund der Münzreiche. Zur Geschichte Tirols und der habsburgischen Länder im Spätmittelalter,** Bozen, Athesia 1987, 570 S., zahlreiche Abb.

Der Autor dieser reich und instruktiv bebilderten Publikation über den Tiroler Herzog füllt mit seiner Arbeit, die sich teils auf eigene Archivforschungen, teils aber auch auf die gedruckte Literatur stützt, eine Lücke. Gerade für die eidgenössische Geschichte ist der Erzherzog von großer Bedeutung gewesen. In einem einleitenden Kapitel situiert der Autor die damalige Stellung Tirols. Ein erster Abschnitt ist, dem chronologischen Aufbau des Buches entsprechend, den ersten Regierungsjahren des Erzherzogs gewidmet, die vor allem auch geprägt waren durch die Auseinandersetzungen mit dem Brixener Bischof Nikolaus von Kues. Ein wesentliches Element wird dann im dritten Kapitel ausführlich behandelt, nämlich die Schwierigkeiten mit den Eidgenossen bis zur Ewigen Richtung (1474).

Im zweiten Teil befaßt sich der Autor auch mit den Burgunderkriegen, den Venezianer Kriegen und schließlich mit den letzten Lebensjahren des 1496 Verstorbenen. Die im Detail belegte, vorsichtig geschriebene und materialreiche Untersuchung, die indes doch den Charakter einer Synthese hat, befaßt sich auch mit den lokalen Konflikten Habsburgs, etwa der Erwerbung von Tarasp und der Expansion ins Prättigau durch den Kauf von sechs Gerichten. Eine weitere Stoßrichtung seiner territorialen Bemühungen ging Richtung Bodensee, wo 1465 als Stützpunkt Vorderösterreichs die Grafschaft Nellenburg erworben wurde. 1868 kam es zum Waldshuter und Mühlhauser Krieg. Auch durch Heiratspolitik versuchte Habsburg, sich eine gute Position zu verschaffen, Sigmund hat ohne Zweifel dazu beigetragen, daß die burgundische Hochzeit Maximilians I. mit Maria von Burgund zustandekam. Ein besonderer Abschnitt

ist auch den Beziehungen Sigmunds zu Niklaus von Flüe gewidmet, ein Aspekt, der auch in der Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte ihren Niederschlag in einem Aufsatz des Autors fand. Entscheidend war dann längerfristig auch die Auseinandersetzung mit den Eidgenossen, die Ewige Richtung sowie die Eroberung der Grafschaft Sonnenberg. So vermag also die Publikation dem am 15. Jahrhundert Interessierten eine solide Sicht der Ereignisse zu geben. Auch wenn sie wesentlich nach geschichtlichen Ereignissen ausgerichtet ist, werden die längerfristigen Linien nicht vernachlässigt.

St. Gallen WERNER VOGLER

Ulrich Rösch, St. Galler Fürstabt und Landesherr. Beiträge zu seinem Wirken und zu seiner Zeit, mit einem Katalog der Ausstellung des Stiftsarchivs St. Gallen, hg. von *Werner Vogler,* St. Gallen 1987.

Mit vollem Recht wurde im Mai 1987 in einer sorgfältig vorbereiteten Ausstellung in St. Gallen die Gestalt einer Persönlichkeit heraufbeschworen, die über die Ostschweiz hinaus geschichtliche Bedeutung besitzt, aber doch wohl in Forschung und Darstellung noch zu wenig Beachtung gefunden hat. Es ist Fürstabt Ulrich VIII. von St. Gallen, der in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts nicht nur mit starker Hand die Geschicke seines Klosters lenkte, sondern für die Staatswerdung im heutigen Kanton St. Gallen Wesentliches geleistet hat. Ulrich Rösch stammte von jenseits des Bodensees, aus der Stadt Wangen im Allgäu, die durch alte Beziehungen mit dem Galluskloster verbunden war. 1426 als Sohn eines Bäckers geboren, gelangte er in jungen Jahren nach St. Gallen, wo er sich zunächst als Küchenjunge betätigte. Auf Grund seiner Fähigkeiten wurde er bald in die Klosterschule aufgenommen und spätestens 1445 war er Konventuale der Abtei, die sich damals allerdings in einer schlimmen ökonomischen Lage befand. Schon 1451 versah er das wichtige Amt des Großkellers und wurde 1457 zum Pfleger eingesetzt, da der regierende Abt Kaspar von Breitenlandenberg sich um die materielle Situation seines Hauses wenig kümmerte und einen Schuldenberg anhäufte. Unter widrigsten Umständen vermochte Rösch eine Sanierung der klösterlichen Finanzen einzuleiten. Als Abt Kaspar starb, wurde er zum Nachfolger gewählt und erhielt in Rom von Kardinal Nikolaus Cusanus persönlich die Abtsweihe. Nun konnte er das Begonnene ohne innere Behinderung weiterführen, zum Nutzen seines Klosters, zum Mißvergnügen aller jener, die dem Kloster geschuldete Abgaben schon seit längerem nicht mehr geleistet hatten und nun wieder zur Kasse gebeten wurden. So gelang es dem energischen Abte, nicht nur die sehr erheblichen Schulden des Klosters zurückzuzahlen, sondern auch Mittel bereitzustellen, die ihm zahlreiche Arrondierungen des Klosterbesitzes, eine rege Bautätigkeit in Stift und Stiftslanden und namentlich den Erwerb der Grafschaft Toggenburg (1468) ermöglichten. Zielstrebig versuchte er mit Hilfe der aktivierten Rechtstitel aus den verschiedenartigen klösterlichen Besitzungen ein einheitliches Gebilde zu schaffen, wobei vermehrte Schriftlichkeit und Übersichtlichkeit in der Verwaltung ein hilfreiches Element darstellte. So wurde er

zu einem frühen Vorläufer der Ausbildung eines modernen Staatswesens in der Ostschweiz. Das Verhältnis zur Stadt St. Gallen, die sich schon weitestgehend der klösterlichen Hoheit entzogen hatte, war naturgemäß nicht gut, denn die Bürger befürchteten den Verlust von Rechten, die sie in den Zeiten der Schwäche des Stiftes errungen hatten. Um diesen Auseinandersetzungen ein Ende zu setzen, beschlossen Abt und Konvent, das Kloster von St. Gallen nach Rorschach wegzuverlegen. Papst und Kaiser gaben ihre Einwilligung. Als der Neubau schon fast vollendet war, wurde er aber von den St. Gallern, die von den Appenzellern unterstützt wurden, zerstört. Dieser Rorschacher Klosterbruch wurde zwar durch das Eingreifen der vier eidgenössischen Schirmorte Zürich, Luzern, Schwyz und Glarus geahndet, aber das Kloster mußte doch an seinem alten Standort verbleiben. Immerhin wurden die zerstörten Gebäude in Rorschach wieder errichtet und dienen – ein gut restauriertes Schmuckstück spätgotischer Baukunst in der Schweiz – heute als Lehrerseminar. Abt Ulrich weilte mit Vorliebe in Wil, wo er den Hof ausbaute und keine Konflikte mit seiner «Äbtestadt» auszufechten hatte. Im geistlichen Bereich suchte er die klösterliche Disziplin und die seelsorgerischen Verhältnisse zu verbessern, wobei man allerdings von ihm billigerweise nicht Haltung und Tätigkeit eines nachtridentinischen Reformers erwarten darf.

Es ist sehr erfreulich, daß diese Ausstellung, die nur während verhältnismäßig kurzer Zeit im Mai 1987 zu sehen war, einen bleibenden Niederschlag in Buchform gefunden hat. Ihr Veranstalter, der Stiftsarchivar Dr. Werner Vogler, verstand es, eine Reihe von Autoren zusammenzubringen, die in diesem reich illustrierten Band entweder einzelne besonders wichtige Ausstellungsobjekte ausführlich behandeln oder einzelne Aspekte des Wirkens des Fürstabtes oder seiner Persönlichkeit ausleuchten. Es ist unmöglich, hier alle 19 Beiträge zu würdigen, aber besondere Hinweise dürften doch einzelne Abhandlungen verdienen, so diejenigen über das persönliche, illuminierte Gebetbuch Ulrichs (heute in Einsiedeln), über seine Tätigkeit als Verwalter und Mehrer des Klostergutes, über ihn als Förderer der Bibliothek und der Heraldik (Wappenbuch in der Stiftsbibliothek!), über Abt Rösch als Bauherr im Stift, in den Stiftslanden und insbesondere des Klosterneubaues in Rorschach, an dem kein geringerer als Erasmus Grasser aus München maßgebend beteiligt war. Im Bildersturm wurde leider das große Wandgrab des bedeutenden Abtes vernichtet. Im letzten Beitrag wird auf Grund weniger, neu aufgefundener Überreste doch eine Vorstellung von diesem Monument gegeben, das den Abt sowohl als Toten wie als Lebenden zeigte.

Aus dem ganzen Band bestätigt sich der Eindruck, daß Abt Ulrich Rösch mit Recht als ein zweiter Gründer von St. Gallen bezeichnet wird, und daß es ein nicht nur Schweizergeschichtliches Desideratum bleibt, eine aus den Quellen gearbeitete Monographie über diesen geistlichen Landesfürsten und seine Zeit der Wissenschaft zur Verfügung zu stellen.

Zürich DIETRICH SCHWARZ

Hieronymus Dungersheim, **Schriften gegen Luther,** herausgegeben und eingeleitet von *Theobald Freudenberger,* «Corpus Catholicorum 39», Münster, Aschendorff 1987, 264 S.

H. Dungersheim (1465–1540) est né à Ochsenfurt en Franconie, mais toutes ses études, en dehors d'un passage à Cologne et en Italie, et son activité d'enseignement sont liées à l'Université de Leipzig. Prêtre en 1495, c'est un prédicateur actif et surtout un controversiste, d'abord contre les hussites et ensuite contre l'adversaire si proche géographiquement que fut Luther.

Il est remarquable que Dungersheim n'ait pas été partisan de la dispute de 1519 qui, à Leipzig, opposa Luther et Eck; pour lui, elle est déjà superflue dans la mesure où par sa doctrine, le Réformateur a quitté le terrain de l'Eglise catholique. Il le déduit de sa propre correspondance avec Luther qui va s'interrompre l'année suivante et où il a tenté de le convaincre sur deux points décisifs: la primauté du Pontife romain est de droit divin, et la «clarté» de l'Ecriture sainte affirmée par Luther n'est qu'un leurre: la Bible a besoin d'une interprétation authentique donnée par l'Eglise.

Les deux textes édités dans la collection du *Corpus Catholicorum* sont une des répliques les plus précoces et les plus profondes aux grands écrits réformateurs issus de Wittenberg. Les *Theorismata duodecim contra Lutherum,* probablement publiés en 1523 et les *Articuli sive libelli triginta* qui datent d'après 1525 – on les trouve aussi dans une réédition de 1531 par Valentin Schumann, Leipzig, sous le titre *Aliqua opuscula* – reprennent tous les thèmes controversés sans en omettre aucun, semble-t-il. De l'autorité du Pape à l'Eucharistie, du célibat ecclésiastique au purgatoire et aux indulgences, tout y est défendu ou réfuté. On sera intéressé par les objections en matière de théologie trinitaire et de christologie qui font l'objet des premiers *Articuli.* Mais l'essentiel tourne autour de l'unité de l'Eglise assurée par le Pape et l'exégèse catholique de l'Ecriture. Les références aux Pères, aux scolastiques et aux théologiens contemporains sont nombreuses: on note cependant l'absence des écrits de Jean Eck auquel Gundersheimer a pu s'opposer à propos de la réunion de la dispute de Leipzig. Une traduction allemande des *Theorismata,* publiée dans le volume de 1531 a été jointe à l'édition critique, en bas de page; on trouve aussi dans ce volume des *Berichte über Luthers Klosterleben,* fragments de texte où Gundersheimer rapporte les bruits qui couraient à l'époque sur la vie conventuelle de Luther dont les sources demeurent inconnues.

Fribourg GUY BEDOUELLE

Ländliche Wirtschaft und Volkskultur. Georg Leonhard Hartmanns Beschreibung der st.gallischen Alten Landschaft (1817/1823), neu herausgegeben und eingeleitet von *Werner Vogler,* St. Gallen, Verlagsgemeinschaft St. Gallen 1985.

Wirtschaft und Volksleben einer ländlichen Region, nämlich der sanktgallischen Alten Landschaft: das ist das Thema von Georg Leonhard Hartmanns

«Landwirthschaftliche und Sitten-Gemählde der Alt St. Gallischen Landschaft zu Anfange des XIXten Jahrhunderts». Werner Vogler hat mit großer Sorgfalt und Fachkenntnis diesen Text, der in einer abgelegenen, nur während weniger Jahre erschienenen Zeitschrift des frühen 19. Jahrhunderts zu finden ist, neu herausgegeben und dazu eine zahlreiche Informationen enthaltende Einleitung verfaßt. In einem ersten Kapitel befaßt sich Vogler zunächst mit der Alten Landschaft im ausgehenden Ancien régime und zu Beginn des 19. Jahrhunderts, dann stellt er in einem zweiten Kapitel die Biographie und das Werk Georg Leonhard Hartmanns (1764–1828) vor und führt dann mit sicherem Gespür in Hartmanns Kulturgemälde der Alten Landschaft ein.

Hartmann beschreibt in seinem Gemälde minutiös und detailreich die Alte Landschaft vor der Industrialisierung und bietet damit dem Leser ein anschauliches Bild, wie es damals in der st.gallischen Landschaft aussah. Daß sich Hartmann mit der Volkskultur befaßt, ist besonders verdienstvoll, da dieser Aspekt in den landeskundlichen Regionalmonographien über die Ostschweiz vor und zur Zeit Hartmanns wenig Berücksichtigung findet und jeweils nur kurz abgehandelt wird. In dieser Zeitschrift soll vor allem darauf hingewiesen werden, daß Hartmann dem religiös-agrarischen Volksbrauchtum breiten Raum widmet, den Jahrmärkten und Gesellenschießen, den Kirchweihen und Federnkilbis, dem Funkensonntag und der Flegellege. Man erhält eine gute Übersicht über das agro-liturgische Jahr um 1800. Voglers Literaturhinweise regen den Leser zu weiterer Lektüre an. Für die vergleichende Kulturgeschichte und Sozialanthropologie wird die von Werner Vogler sorgfältig redigierte Schrift über den Kanton St. Gallen hinaus aufmerksame Leser finden.

Freiburg URS ALTERMATT

Briefwechsel Philipp Anton von Segesser. Band II, 1849 bis 1860. Hg. von *Victor Conzemius,* bearbeitet von *Catherine Bosshart-Pfluger,* Zürich, Benziger 1986, 404 S., 8 Abb.

Briefwechsel Philipp Anton von Segesser. Band III, 1861 bis 1863. Hg. von *Victor Conzemius,* bearbeitet von *Heidi Bosshard-Borner.* Zürich, Benziger 1987, 489 S., 10 Abb.

Die Bedeutung des Luzerner Staatsmannes Philipp Anton von Segesser für die Erforschung des 19. Jahrhunderts tritt immer stärker hervor. Er stellt eine der zentralen Figuren des politischen und Geisteslebens seiner Zeit dar. Zu Recht nimmt sich der Kanton Luzern der Herausgabe der Korrespondenz eines seiner bedeutendsten Söhne an und versucht, den Reichtum seiner Gedanken einer weitern Öffentlichkeit zu erschließen.

Für dieses Unternehmen erweist es sich als Glücksfall, daß in der Person von Victor Conzemius ein ausgewiesener Herausgeber gewonnen werden konnte, der sich durch seine Forschungen und Publikationen zur Geschichte des Katholizismus der Neuzeit einen Namen gemacht hat, nicht zuletzt durch die

Herausgabe der Ignaz-von-Döllinger-Korrespondenz (Bde. I–IV, München 1963–81).

Vorgesehen ist die Edition der gesamten Korrespondenz ab 1840, also rund 1500 Briefe von Segesser und rund 1600 an Segesser, insgesamt also über 3100 Briefe. Das erfordert einen Umfang von etwa 8 Bänden. Der erste Band, der die Korrespondenz der Jahre 1840 bis 1848 enthält, erschien Ende 1983. Wenn auch der ursprünglich vorgesehene Zeitplan nicht ganz eingehalten wurde, konnte das Unternehmen 1986 und 1987 doch die Bände II (1849–60) und III (1861–63) herausbringen. Die weitern Bände dürften in absehbarer Zeit folgen.

Band II enthält die Briefe aus der ersten Zeit des jungen Bundesstaates, als Segesser – einer der wenigen Vertreter der verachteten Opposition – einen beinahe aussichtslosen Kampf um Anerkennung führte. Der verletzte Stolz des Luzerners, der infolge der Niederlage im Sonderbundskriege den Untergang des heimatlichen Staatswesens hatte miterleben müssen, brach immer wieder durch. Unermüdliche Kämpfe gegen übermächtige radikale Vorherrschaft sowohl im heimischen Kantonsparlament wie im schweizerischen Nationalrat in Bern prägten diese Jahre. Daneben widmete sich Segesser der rechtshistorischen Forschung. So entstand von 1850 bis 1858 die vierbändige Geschichte der «Stadt und Republik Luzern». Sie ist der schönste Ausdruck seiner Liebe zum heimatlichen Staatswesen, bis heute ein unentbehrliches Handbuch für Historiker und Juristen. Verdienter Lohn dieser Arbeit war das 1860 von der Universität Basel anläßlich ihrer Vierhundertjahrfeier hiefür verliehene Ehrendoktorat.

Seine Briefpartner in dieser Zeit sind vorwiegend protestantische Aristokraten. Neben den Zürchern Friedrich und Georg von Wyss finden wir die Berner Politiker Eduard Blösch und August von Gonzenbach und vor allem den Basler Juristen Andreas Heusler-Rhyner.

Der III. Band umfaßt die Zeit von 1861 bis 1863 und enthält vor allem die bedeutsame Korrespondenz mit dem geistesverwandten Schwyzer Landammann Nazar von Reding-Biberegg (1806–65). Dieser hatte nach 1848 den Kanton Schwyz im neuen Bundesstaat zu Ansehen gebracht. Er wurde 1849 der Initiant der alten «Schwyzer Zeitung», eines der wenigen bedeutsamen konservativen Presseorgane der katholischen Schweiz aus den Anfängen des Bundesstaates.

In den frühen sechziger Jahren beschäftigte sich Segesser ausführlich mit der weltlichen Herrschaft des Papstes. Der Kirchenstaat war ins Schußfeld der italienischen Befreiungsbewegung geraten. In seiner damaligen Form war er auf die Dauer kaum mehr zu halten. An der Frage des Kirchenstaates schieden sich die Geister. Die «römische Frage» bildete das zentrale Thema katholischer Politik in den sechziger Jahren. Ultramontane Kreise, so der 1857 gegründete Piusverein und besonders dessen Präsident Theodor Scherer, entwickelten in der Unterstützung des bedrohten Kirchenstaates mannigfache Aktivitäten. Segesser konnte dieser Linie nicht folgen. Die Ereignisse um die Eroberung Roms und der Untergang des alten Kirchenstaates haben seine Ansicht bestätigt.

Aus heutiger Sicht gibt es an Segessers Haltung einiges zu bemängeln. Seine Stellungnahme den Juden gegenüber, die damals um Gleichberechtigung kämpften, wird heute kaum mehr verstanden; allerdings ist diese Problematik doch komplexer, als sie auf den ersten Blick erscheinen könnte. Ähnlich abwehrend urteilte der Luzerner über die wirtschaftlichen Bestrebungen eines Alfred Escher, der mit seinen Eisenbahnplänen mitbestimmend in die Innerschweiz eingriff: «Offenbar hat es Zürich jetzt auf die Unterjochung der innern Schweiz abgesehen. Das liegt mir klar vor in dem Eisenbahnprojekt, wodurch vorläufig Zug und Luzern annexiert werden. Luzern wird eine zürcherische Dependenz...» Segesser an Reding-Biberegg am 28. Dezember 1861, Bd. III, 166.

Die beiden vorliegenden Bände erschließen der historischen Forschung anderthalb Jahrzehnte Luzerner und Innerschweizer Geschichte aus der eigenständigen Sicht Segessers. Die sorgfältige Herausgabe durch Victor Conzemius und die ebenso präzise Arbeit der beiden Bearbeiterinnen Catherine Bosshart-Pfluger (II. Bd.) und Heidi Bosshard-Borner (III. Bd.) verdienen Dank und Anerkennung. Die mehrbändige Edition dürfte die schönste Erinnerung zum 100. Todestag des Luzerner Staatsmannes 1988 werden.

Horw ALOIS STEINER

Peter Stadler, **Der Kulturkampf in der Schweiz. Eidgenossenschaft und Katholische Kirche im europäischen Umkreis 1848–1888,** Frauenfeld/Stuttgart, Huber 1984, 787 S.

Une histoire générale de ce long et âpre conflit qui imprima sa marque à la difficile intégration des catholiques à l'Etat fédéral restait à écrire. Après des ouvrages rédigés à chaud ou des études partielles attentives à l'aspect juridique de l'affrontement ou à ses dimensions confessionnelles ou régionales, l'heure était venue de cerner le conflit dans toute son étendue et dans toute sa profondeur.

Ce défi a été relevé par P. Stadler qui, avec une sereine impartialité, signe une étude monumentale et, à vues humaines, définitive. L'auteur y déploie toutes les qualités d'un historien à l'art consommé et, en particulier, une immense curiosité servie par une érudition large et minutieuse, une connaissance de première main des sources tant intérieures qu'extérieures, un usage judicieux et prudent des témoignages et travaux anciens ainsi qu'un jugement sûr dans la présentation des divers points de vue.

Le but de l'ouvrage n'est pas sans doute une histoire totalisante ou globalisante qui dissoudrait son objet dans des jeux d'interprétation à plusieurs degrés. Sans méconnaître les nouvelles lectures du phénomène, l'auteur s'attache à une perception classique du conflit en prenant d'abord en compte ses dimensions spatiales les plus diverses dans cette mosaïque de statuts politiques et confessionnels que constitue la Confédération. Le poids des situations historiques n'est pas oublié et c'est aux débats confessionnels des Lumières, de la Révolution et de

la Régénération, que remonte l'auteur pour brosser l'état de la question au moment de la formation de l'Etat fédéral.

Dès lors, le conflit se fixe autour du choc des valeurs libérales, démocratiques et nationales et des valeurs de l'Eglise catholique dans les relations à établir entre le pouvoir temporel et spirituel tant au niveu de l'Etat que de la société civile. Les points de fixation sont juridiques ou politiques, culturels (école) ou sociaux (laïcisation des services), plus souvent encore organisationnels (choix du clergé) et sont l'occasion d'imposer à une minorité un statut conçu à terme pour la réduire et l'intégrer à un ensemble majoritaire.

L'expérience a un précédent dès 1848 avec le régime radical de Fribourg. L'auteur y voit toutes les caractéristiques typiques d'un Kulturkampf à l'exception d'un rapport majoritaire protestant utilisé en défaveur des catholiques. On peut s'interroger d'ailleurs à ce propos sur le rôle joué par les cantons diocésains ou l'Assemblée fédérale dans l'imposition ou le maintien d'un certain carcan défavorable aux catholiques.

Mais l'auteur n'a pas le dessein de dresser une typologie ou une systématique trop rigide dans la présentation du conflit. Ce qui l'intéresse, ce sont autant les préludes et les issues de l'affrontement que l'intensité des phases belliqueuses avec toujours le souci de mettre en évidence le jeu des circonstances et des principaux acteurs, les interférences entre les foyers de luttes ainsi que l'importance des rôles extérieurs. Il ressort de cette présentation une image brisée des conflits mais un reflet sans doute fidèle de cette étrange lutte allumée en divers endroits sans plan bien établi, fuite en avant dans l'affrontement, qui se termine selon l'auteur sans vainqueurs ni vaincus.

Sans entrer dans le détail de ces conflits où sont parfois cités, tels des repères de lucidité, les jugements empreints de sagesse d'un Ph.-A. von Segesser, on peut noter l'importance accordée par l'auteur aux positions revigorées du catholicisme dans les années 1860. Ce renforcement se lit à plusieurs niveaux (doctrine, organisations, presse, réveil des diasporas) et se remarque aussi par l'arrivée d'une nouvelle génération de clercs et d'évêques. L'analyse, sans complaisance, du rôle d'un Mermillod par exemple, met le doigt sur les responsabilités de ce prélat et de son adversaire Carteret. Les imprudences diplomatiques d'un Mgr Agnozzi ne sont pas cachées non plus mais le choc des passions et de l'intolérance révèle des jusqu'au-boutistes dans les deux camps qui ne sont pas dépourvus non plus de tensions et de divisions internes.

Dans cette perspective, les divergences qui éclatent du côté catholique, notamment dans la presse et le monde politique, une fois le premier apaisement intervenu dès 1878–79 sont extrêmement révélatrices. On notera que si des protagonistes sont écartés (Mermillod, Lachat) et de nouvelles relations établies avec les pouvoirs civils, les catholiques modérés échouent à s'imposer. Le modèle du catholicisme ultramontain ou intransigeant triomphe alors définitivement grâce notamment à sa capacité de mobilisation et d'encadrement des fidèles aguerris par le conflit.

Ce renouvellement profond des connaissances et de la portée du Kulturkampf sert en premier lieu l'historiographie du catholicisme romain en Suisse. Il éclaire aussi, et plus qu'en contrepoint, l'éclosion et les causes de la marginalisation du catholicisme chrétien. Il suscite enfin de nouvelles interrogations sur le rôle des

réformés. Le temps n'est-il pas venu de tenter une histoire religieuse de la Suisse prenant en compte toutes ses dimensions confessionnelles? Elle devra nécessairement être à plusieurs voix. La qualité et la probité de l'approche qu'a réalisée P. Stadler en montre le chemin.

Fribourg FRANCIS PYTHON

Simone Prodolliet, **Wider die Schamlosigkeit und das Elend der heidnischen Weiber. Die Basler Frauenmission und der Export des europäischen Frauenideals in den Kolonien.** Zürich, Limmat 1987, 182 S., illustriert.

Die Basler Mission wurde 1816 gegründet und war bis zum Friedensvertrag von Versailles von 1918 in den britischen Hoheitsgebieten, das heißt in Afrika, Indien und China, tätig. Der Frauenverein «zur Erziehung des weiblichen Geschlechts in den Heidenländern» wurde 1841 gegründet. Ausgehend von den Archiven der Basler Mission hat die Autorin Schrift- und Bilddokumente (Jahresberichte, Briefe, Reglemente, Beschlüsse und Fotomaterial) zu ihrer Fragestellung analysiert.

Die Missionsarbeit der Frauen wurde durch die kirchliche Leitung gefördert, da zur effizienteren Missionierung Frauenarbeit notwendig wurde. Zwecks Verheiratung wurden europäische Frauen mit angemessener Bildung gesucht, die die protestantische Ethik und damit die biologisch verankerten Geschlechterrollen akzeptierten. Einerseits sollten die Missionarsgattinnen lebendige Frauenideale darstellen und andererseits die protestantischen Missionare bei ihrer Arbeit unterstützen. Die Frauen sorgten sich um die Mädchen- und Frauenerziehung und organisierten den pflegerischen, sozialen und charitativen Bereich der Mission. Die christliche Botschaft der Gleichheit aller, die Linderung der materiellen Armut und des sozialen Elendes standen neben der bürgerlichen Ethik im Mittelpunkt ihrer Sendung.

Die einheimischen Frauen werden oft als das Negativbild der europäischen Frauen dargestellt. Die Missionarinnen versuchten, die verführerischen, herzlosen, unsittlichen, oft auch durch die eigene Kultur unterdrückten Frauen der Kolonien in ergebene Gattinnen, Mütter und Hausfrauen umzuwandeln, die der christlichen Ethik folgen. Je früher einheimische Mädchen durch die christlichen Moralvorstellungen beeinflußt werden konnten, desto erfolgreicher gestaltete sich die Erziehung. Mit ihrer Analyse leistet die Autorin einen Beitrag zur Erhellung der Herrschaftsstrukturen in den Kolonien. Wie war es überhaupt möglich, das christliche Gedankengut in der einheimischen Bevölkerung nachhaltig zu verankern? Die Übertragung der bürgerlichen, europäischen Familienstrukturen auf die kolonisierte Bevölkerung stellte das Fundament einer effizienteren Kolonisierung dar. Die treffliche Beschreibung des Alltags der Missionarinnen zeigt in einer klaren Weise den Widerspruch, in dem sich die Missionarinnen befanden. Die Kolonien stellten einen Freiraum für die Machtausdehnung für die europäischen Frauen, die oft unter der Herrschaft ihrer eigenen Männer standen, dar. Statt nur über ihre eigenen Kinder bestim-

men zu können, stand den Missionarsgattinnen das gesamte weibliche Geschlecht der Kolonien zur Verfügung.

Es bleibt die Frage, ob die Selbstverwirklichung der europäischen Frauen durch den Freiraum Kolonie als Emanzipation gewertet werden darf. Ohne es zu wollen, arbeiteten die Missionarinnen der kapitalistischen Weltordnung direkt in die Hände. Die Arbeit der Missionarinnen läßt sich nicht unter Emanzipation subsumieren, da sie sich selbst davon distanzierten (S. 145), die christliche Missionierung, die Zivilisierung und die Linderung sozialer Not im Vordergrund standen, aber vor allem auch, weil die europäischen Frauen durch ihre Arbeit neue Abhängigkeiten schafften.

Freiburg BARBARA WALDIS

Louis Pérouas, **Refus d'une religion, religion d'un refus en Limousin rural, 1880–1940.** Paris, Edition de l'Ecole des hautes études en sciences sociales 1985, 245 p.

Dans la sociographie religieuse classique mise au point en France dans les années 1930–50, par Gabriel Le Bras et Fernand Boulard, le département de la Creuse est l'exemple le plus achevé de la «déchristianisation». Depuis, la notion et la réalité qu'elle recouvre ont été l'objet d'une importante révision tant par les sociologues que par les historiens soucieux de vérifier la validité du constat. Dans cette perspective: L. Pérouas s'est attelé à dégager et à mesurer le processus de détachement du catholicisme de cette région dans toutes ses dimensions et variations, à l'aide des derniers raffinements de la sociologie religieuse historique.

Cela nous vaut une remarquable leçon de méthode qui prend pour cadre non seulement la Creuse mais encore deux autres départements (la Haute-Vienne et la Corrèze), hormis les villes, le tout formant une province relativement homogène. L'analyse s'applique d'abord au détachement des pratiques pascales, massif chez les hommes, plus nuancé chez les femmes, durant les années 1940–50 avec une remontée systématique dans le temps jusqu'à la décennie 1880, où d'importantes variations régionales et par sexe sont observées. Ces résultats restent toutefois lacunaires et l'examen du détachement de la pratique dominicale ne les complète guère. L'auteur recourt alors aux signes manifestant des réserves face aux rites de passage, notamment l'allongement des délais de baptême et la fréquence des obsèques civiles, dont il fait une analyse très serrée. Sont ensuite passés en revue et corrélés des facteurs sociaux, comme l'émigration très forte en cette province, et les vecteurs idéologiques, notamment l'influence des options politiques et philosophiques (libre pensée et franc-maçonnerie), ce qui ne permet pas encore de comprendre totalement le phénomène.

Pour Louis Pérouas, et c'est le point fort de son approche, «il faut nécessairement faire intervenir la variante que représente les attitudes du clergé» (p. 99). Les clergés, séculier et régulier, sans oublier les religieuses, sont étudiés systématiquement en tant que corps (effectif, recrutement, formation) mais égale-

ment du point de vue de leur attitude devant l'argent, la politique, et plus largement encore, dans leur façon de comprendre et d'organiser le ministère. Le clergé n'est pas considéré comme simple témoin de l'effritement du sentiment religieux mais en tant qu'acteur d'un large conflit où son pouvoir est un enjeu et où cléricalisme et anticléricalisme sont étroitement imbriqués. L'adhésion à d'autres systèmes de valeurs qui accompagne l'anticléricalisme dans ses diverses variantes est prise en compte, ce qui donne à l'analyse un caractère global.

En conclusion, l'auteur admet tout en la relativisant la validité du terme de déchristianisation qui s'observe, au sens fort, dans quelques zones au moment et après la Séparation, mais il préfère une utilisation raisonnée et fine de l'ensemble des catégories de détachement élaborées par Le Bras. Son étude montre surtout que l'examen sociographique ne peut pas se passer d'une analyse du champ religieux propre et que l'histoire ne doit pas craindre de remonter haut dans le temps pour déceler les étapes de l'évolution religieuse. Dans le cas du Limousin qui présente une inversion de celle-ci, L. Pérouas préconise de faire le lien avec la situation qui y règnait à la fin du Moyen Age.

Fribourg FRANCIS PYTHON

Francis Python, **Mgr Etienne Marilley et son clergé à Fribourg au temps du Sonderbund 1846–1856. Intervention politique et défense religieuse.** Etudes et recherches d'histoire contemporaine, vol. 10, Fribourg, Editions Universitaires 1987, 616 p.

Im Mittelpunkt der Doktoratsthese von Francis Python steht ein Thema, das hüben und drüben die Historiker immer wieder fasziniert hat: die Beziehungen von Kirche und Staat im 19. Jahrhundert. Python behandelt in einer sorgfältig erarbeiteten und gut dokumentierten Studie einen noch weitgehend unbekannten Vorläufer des Kulturkampfes, den Konflikt von Bischof Etienne Marilley (1804–1889) mit dem radikalen Freiburger Regime nach dem Sonderbundskrieg. Dabei stellt er in religionsgeschichtlicher Perspektive Bischof Marilley und seinen Klerus in den Vordergrund.

In Anlehnung an französische Religionshistoriker behandelt Python die Kirchen – Staat-Konflikte mit Hilfe sozialgeschichtlicher Modelle, ohne dabei der konkreten historischen Wirklichkeit Zwang anzutun und sie in das Prokrustesbett einer Theorie einzuzwängen. Emil Poulats Modell «Eglise contre Bourgeoisie» steht für den Kulturkampf zweier Weltkonzeptionen, zweier Kulturwelten mit all ihren religiösen, kulturellen und politischen Dimensionen. Das radikale Regime strebte eine Modernisierung der Freiburger Gesellschaft auf verschiedenen Ebenen an, einerseits die Erneuerung der politischen Strukturen und anderseits die Säkularisierung des sozialen und kulturellen Lebens (z. B. Schulwesen). Gegen diese Modernisierungsbestrebungen sträubte sich die traditionale Gesellschaft mit der katholischen Kirche und ihrem Bischof an der Spitze.

Hinter dem Kampf der katholischen Kirche gegen das radikale Regime verbirgt sich der Kampf der Freiburger Landschaft für ihre bedrohte kulturelle Identität. Das Landvolk betrachtete die vom städtischen Zentrum über das

Erziehungs- und Bildungswesen und andere Institutionen vorangetriebene Modernisierung als Kampf gegen die Autonomie ihrer eigenen Kulturwelt. Dabei führte der Klerus die kirchentreu gebliebenen Teile der Landbevölkerung im Kampf für die alten traditionellen Werte und Lebensstile an. Im Kanton Freiburg wurde die interessenmäßige Allianz zwischen der Landbevölkerung und dem Klerus dadurch gefördert, daß der nachrevolutionäre Klerus weitgehend aus den Dörfern der Landschaft stammte. Dadurch entstand eine enge kulturelle Verwandtschaft zwischen den beiden. Der Klerus verteidigte somit in seinem Kampf gegen den modernen Zeitgeist nicht nur abstrakte Werte, sondern seinen eigenen soziokulturellen Hintergrund.

Es ist hervorzuheben, daß Python nicht nur die Bedeutung von Bischof Marilley als Personifikation des Freiburger Klerus – in soziologischer Hinsicht: von bescheidener sozialer Herkunft, von ländlicher Abstammung und durch die Jesuiten beeinflußt – aufzeigt, sondern auch den niederen Klerus in seine Untersuchung einbezieht. Darüber hinaus präsentiert er eine Geschichte der freiburgischen Volksreligiosität, deren Ultramontanismus nicht nur Ausrichtung auf Rom und den Papst bedeutete, sondern eine ganz neue Volksfrömmigkeit mit zahlreichen äußeren Formen aufwies. Die neue Volksreligiosität war eine Antithese zum aufklärerisch-liberalen Katholizismus urbaner Herkunft. Über die religiösen Zustände von 1850 erhalten wir durch eine bischöfliche Umfrage aus dem Jahre 1849 eine gutes Bild. Die Geistlichen hatten Auskunft über die Situation in den Pfarreien und über die religiöse Kinder- und Erwachsenenbildung zu erteilen. Das Moralverhalten, der Wirtshausbesuch und Kiltgang, die Sonntagsheiligung und die Respektierung der Feiertage kamen zur Sprache. Daneben macht die Enquête interessante Aussagen zu den Bruderschaften, den damals aufkommenden Volksmissionen, ferner zur Einführung der römischen Liturgie. Diese Angaben vermitteln ein aufschlußreiches Bild vom Leben der katholischen Freiburger Bevölkerung um die Mitte des 19. Jahrhunderts.

Pythons Regionalstudie zur Freiburger Religions- und Kirchengeschichte besitzt in mancher Hinsicht Modellcharakter. Die französische Schule der Histoire des mentalités ist unverkennbar. Die Arbeit ist an breitem Material äußerst sorgfältig erarbeitet, gut strukturiert und ausgewogen formuliert; kurzum: eine Modellstudie für die Sozialgeschichte der katholischen Kirche und ihrer Religiosität, die über den Kanton Freiburg hinaus Interesse verdient.

Freiburg URS ALTERMATT

Gérard Cholvy et Yves-Marie Hilaire, **Histoire religieuse de la France contemporaine.** Tome 2, **1880–1930.** Toulouse, Privat 1986. 457 p.

Ce deuxième tome s'inscrit dans les perspectives tracées par le précédent (cf. RHES 80, 1986, pp. 233–234) mais la démarche comparative y est plus développée grâce aux collaborations de F. Fabre pour l'histoire de la minorité protestante et de D. Delmaire pour l'évolution des communautés juives. Si la géographie religieuse figure toujours en bonne place, on remarque une attention

plus grande aux conséquences – plus qu'aux péripéties – des conflits politico-religieux sur les Eglises et notamment à la perception qu'en ont les élites. Ainsi la genèse, l'évolution de l'Action française, sa première condamnation de 1914 et surtout sa révolte de 1926, qui ébranle l'opinion catholique, sont remarquablement présentées par J. Prévotat. Sensibles au vécu des communautés, les deux auteurs principaux ont le souci de mettre en évidence l'émergence et le développement des organisations et des mouvements qui encadrent les laïcs et deviennent peu à peu leur affaire.

L'intérêt de la première partie, consacrée au «Discordat» est de situer les conflits, qui de la laïcisation progressive de l'école aboutissent à la Séparation de 1905, dans un processus de marginalisation de la religion, de son refoulement dans la sphère du privé. Le phénomène frappe de plein fouet le catholicisme mais le tableau des situations religieuses régionales qui clôt cette partie, révèle une nouvelle fois l'importance des contrastes et le maintien des chrétientés périphériques. Sans minimiser la crise, les auteurs prennent soin de distinguer la nature des désaffections, leurs variations sociales, et ne négligent pas le rôle joué par l'inversion du conformisme ou l'impact de l'anticléricalisme qu'ils ne confondent pas avec une déchristianisation. D'ailleurs au creux de la vague, une esquisse de renaissance s'observe dans l'élite à divers points de vue: apostolique, intellectuel, social, mais la crise moderniste et la montée du nationalisme entravent ou infléchissent ce redressement.

La deuxième partie, qui va de la guerre à 1930, correspond à la réussite du second Ralliement et à un renouvellement de l'Eglise de France. Le catholicisme exclu officiellement de la société régentée par l'Etat, parvient dans les faits à faire reconnaître sa présence non sans tensions et non sans crises. La Grande Guerre accélère le mouvement mais la surenchère nationaliste conduit à des dérives doctrinales. La deuxième condamnation de l'Action française prend alors toute sa signification.

Cependant les défis de la modernité opèrent en profondeur une transformation des manières d'être chrétien. Le rôle de l'action catholique générale, sa dimension féminine, la mise en place de la spécialisation par milieu ou l'essor des mouvements de jeunesse tel que le scoutisme, sans oublier les capacités d'innovation de la presse, traduisent une nouvelle vitalité religieuse.

Un des nombreux mérites de cet ouvrage de synthèse, qui contient une «orientation bibliographique» très précieuse, est non seulement d'extraire l'histoire religieuse d'un cadre trop strictement politique mais aussi de la dégager d'une vision par trop ecclésiastique. A travers le «Kulturkampf» qui atteint la France après d'autres pays européens, se dégage, en contrepoint, le rôle de plus en plus important d'un «mouvement catholique» qui lui fait front.

Ce problème du «mouvement catholique», de sa spécificité française par rapport aux formes allemande ou italienne, est désormais clairement posé. Si sa dimension politique ne se développe que fort peu, hormis dans certaines régions, si sa densité et son efficacité organisationnelle sont moindres qu'ailleurs, son impact social et culturel n'est nullement négligeable et permet des comparaisons internationales intéressantes.

Fribourg FRANCIS PYTHON

Chiesa e società, Appunti per una storia delle diocesi lombarde. Storia religiosa della Lombardia, vol. I, Brescia, La Scuola 1986, 409 pp.

Diocesi di Como, Storia religiosa della Lombardia, vol. 4, Brescia, La Scuola 1986, 325 pp.

La Fondazione ambrosiana Paolo VI di Gazzada-Varese, tramite l'editrice La Scuola di Brescia, ha annunciato la collana «*Storia religiosa della Lombardia*» in dodici volumi dedicati alle diocesi lombarde: Bergamo, Brescia, Como, Crema, Cremona, Lodi, Mantova, Milano (due volumi), Pavia e Vigevano.

I primi due volumi pubblicati interessano direttamente anche le terre ticinesi, fino al 1884 facenti parte delle diocesi lombarde di Como e di Milano: il primo della serie, dal titolo *Chiesa e Società,* Appunti per una storia delle diocesi lombarde, e il volume dedicato alla *Diocesi de Como,* quarto della collana, ma anticipato in occasione del XVI centenario dell'origine della diocesi col protovescovo san Felice (386).

Il primo volume ha carattere introduttivo e tratta alcuni temi generali della storiografia religiosa: Luigi Prosdocimi espone i rapporti tra «Storia ecclesiastica locale e storia della società cristiana», mentre Giorgio Rumi introduce al problema storiografico della «storia diocesana», confrontando il progettato piano della collana con gli esempi stranieri di Francia e di *Helvetia Sacra.* Segue poi una serie di qualificati contributi sulle relazioni tra istituzioni politiche e ecclesiastiche nelle diverse epoche storiche («Metropoli e sedi episcopali fra tarda antichità e alto medioevo», «Vescovi, città e signorie», «Roma e le strutture ecclesiastiche locali», «Giurisdizionalismo ed episcopalismo») e su problemi particolari: segnaliamo quello di Xenio Toscani su «I seminari e il clero regolare in Lombardia nei sec. XVI–XIX», con dati sulla formazione dei sacerdoti anche delle terre ticinesi (che facevano capo al collegio Gallio di Como, poi dal 1740 al seminario comasco, ed al collegio Elvetico fondato nel 1576 a Milano da S. Carlo), di Enrico Cattaneo su «Liturgia e culto dei santi» e di Antonio Niero «Per una storia della società religiosa lombarda: la pietà popolare», con osservazioni e indicazioni che facilmente possono essere trasferite nella «Lombardia svizzera».

Ancora più direttamente utile per la storia ticinese è il volume sulla diocesi di Como, coordinato da mons. Pietro Gini che ne ha allestito diversi fondamentali capitoli («Le origini del cristianesimo in Como», «La chiesa comasca nel periodo rinascimentale», «L'età posttridentina», «Da Leone XIII al Vaticano II»): vi si trova la storia politica-religiosa fino alla conquista svizzera di gran parte delle terre ora ticinesi, e quella ecclesiastica fino al secolo XX; così la singolare questione percui i cattolici ticinesi si tovarono coivolti nello «scisma di Aquilea» e furono collegati per secoli con quella lontana sede episcopale. Delle vicende ticinesi si parla specialmente per il secolo XIX, per i contrasti del governo liberale ticinese coi vescovi Carlo Romanò (1833–1855, Giuseppe Marzorati (1858–1865), Pietro Carsana (1871–1887), che poi si conclusero con lo stacco delle parrocchie ticinesi dalle diocesi italiane; non erano però tempi facili per i Vescovi comaschi anche in patria, a confronto col giuseppinismo austriaco, l'anticlericalismo italiano ed il patriottismo antipapale di preti e

fedeli. Numerose però anche notizie di altre epoche, dall'origine dei principali santuari ticinesi, alla diffusione degli ordini religiosi, ai personaggi ecclesiastici famosi come il vescovo di Como Guglielmo della Torre di Mendrisio, fondatore di Santa Maria di Torello (1217) dove morì nel 1226, e Benedetto Odescalchi che si rifugiò nel 1630 a Mendrisio, a cause della peste, poi ecclesiastico e papa Innocenzo XI (1676–1689). Tra la documentazione utile, oltre la ricca bibliografia, l'elenco dei 112 vescovi di Como e la cronologia delle concessioni temporali ai vescovi, con molti riferimenti a località ora ticinesi; un capitolo è pure dedicato alla storia religiosa della Valtellina, fino alla rivoluzione francese sottoposta al dominio grigionese.

Massagno ALBERTO LEPORI

Armin Imstepf, **Die schweizerischen Katholikentage 1903–1954. Geschichte, Organisation, Programmatik und Sozialstruktur.** Freiburg/Schweiz, Universitätsverlag 1987 (Reihe Religion–Politik–Gesellschaft, hg. von Urs Altermatt, Bd. 1), 472 S.

Die zehn schweizerischen Katholikentage, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts durchgeführt wurden, fallen mit der Periode stärkster Geschlossenheit im schweizerischen Katholizismus zusammen. Die Katholiken unseres Landes hatten eben den Kulturkampf (1870–1885) überstanden und gelernt, im engen Zusammenschluß ihr Heil zu suchen. Deshalb hatten sie ein dichtes Netz von Vereinen und Organisationen aufgebaut: es bildete sich, um einen modernen Begriff zu gebrauchen, eine katholische Subgesellschaft, die versuchte, die Glaubensgenossen von der Geburt über die Familie, Schule und Freizeit zu erfassen und sie vor dem säkularisierten Zeitgeist zu bewahren. Der schweizerische Piusverein (1857), der Verband der Männer- und Arbeitervereine der Schweiz (1887/88), die antisozialistisch gesinnten christlichsozialen Arbeiterorganisationen (1899) und weitere Vereine hatten zum Ziel, die Gleichberechtigung des katholischen Volksteils im modernen Bundesstaat zu erkämpfen.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts ertönte aus den Reihen der Diasporakatholiken der Ruf nach einem gesamtschweizerischen Katholikentag, um «nach innen das Zusammengehörigkeitsgefühl zu stärken und nach außen die Einheit zu demonstrieren». Eine solche Einrichtung wurde nicht zuletzt als geeignetes Mittel erachtet, die herrschenden innerkatholischen Spannungen zwischen der Diaspora und den Stammlanden zu beseitigen.

Die regionalen Katholikentage von Zürich (1885/86) und Basel (1887) wurden von den Diasporakatholiken als Vorbild betrachtet. Der Stammlandekatholizismus war damals jedoch nicht bereit, die bevorstehende Verständigung mit den Radikalen durch das Katholikentagsprojekt gefährden zu lassen.

Langwierige Verhandlungen zogen sich anderthalb Jahrzehnte hin, bis 1903 in Luzern der erste schweizerische Katholikentag nach dem Vorbild der deutschen Katholiken durchgeführt werden konnte. Er wurde ein Großerfolg und übertraf die kühnsten Erwartungen. Die Katholikenführer waren entschlossen,

die günstige Gelegenheit auszunützen. Die bald einsetzende Einheitskampagne führte im übernächsten Jahr 1905 zur Errichtung des Schweizerischen Katholischen Volksvereins (SKVV) und sieben Jahre später 1912 zur Gründung der Schweizerischen Konservativen Volkspartei (SKVP). Nicht zu Unrecht wurde fortan der SKVV der «fortlebende Katholikentag» genannt.

Besaßen die Katholikentage in der ersten Phase eine stark parteipolitische Ausrichtung, so veränderten sich die Veranstaltungen in der Zwischenkriegszeit zu bewußt religiös gestalteten Tagungen und wohl auch zu religiös getarnten Machtdemonstrationen, die die Verchristlichung der Gesellschaft zum erklärten Ziele hatten. Ab 1935 begann die Entwicklung zum eucharistisch geprägten Kirchentag. Der SKVV stellte sich durch die Übernahme der Katholischen Aktion unter die Autorität des Episkopats. Dadurch erfolgte eine starke Entpolitisierung: An die Stelle der vielen Referate trat das Pontifikalamt in den Mittelpunkt der Katholikentage.

Höhepunkt des geschlossenen Schweizer Katholizismus waren die beiden Nachkriegstagungen: Der IX. Katholikentag 1949 auf der Allmend in Luzern mit 100 000 und der X. Katholikentag 1954 in Freiburg mit etwa 80 000 Teilnehmern. Speziell die Veranstaltung in Luzern entwickelte sich zur unvergeßlichen Glaubenskundgebung. Der Freiburger Anlaß des Jahres 1954 brachte die erstmalige offizielle Teilnahme der katholischen Frauen und kündigte damit die sich abzeichnende politische Gleichberechtigung der Frau in der Gesellschaft an.

Mit dem Jahrzehnt 1950/60 ging die Epoche des geschlossenen Katholizismus allmählich zu Ende. Die Gleichberechtigung des katholischen Volksteils wurde wirtschaftlich in der einsetzenden Hochkonjunktur und verfassungsrechtlich mit der Abschaffung der konfessionellen Ausnahmeartikel 1971 erreicht. Tiefgreifende Veränderungen vollzogen sich zu jener Zeit im gesellschaftlichen Bereich, die auch vor der katholischen Kirche nicht haltmachten.

Die traditionellen Vorstellungen des Katholikentages zündeten nicht mehr. Vorbereitungen für einen XI. Großanlaß wurden zwar noch aufgenommen, traten dann aber zurück, da das II. Vatikanische Konzil (1962–65) als Verzögerungsfaktor auftrat. Schließlich rückten andere Probleme in den Vordergrund, die Notwendigkeit des Katholikentages erwies sich nicht mehr als vordringliches Anliegen. Der bis Ende der fünfziger Jahre bestehende katholische Block zerbrach und wurde durch den im Schweizer Katholizismus immer stärker auftretenden Meinungspluralismus abgelöst.

Seit 1978 gewinnt die Katholikentagsidee in neuer Gestalt – beeinflußt durch das deutsche Vorbild – wieder Anhänger. Am interdiözesanen Pastoralforum wurde dieser Gedanke diskutiert. Er stieß allerdings bei den Westschweizern auf Opposition. Anfangs der achtziger Jahre gelangte die Idee eines «Glaubenstages» zur Diskussion. Andere sahen im Papstbesuch von 1984 einen Ersatz für einen Katholikentag. Er vermochte allerdings keine «Grundwelle der nationalen Solidarität» unter den Schweizer Katholiken auszulösen, ebenso wenig die von Leo Karrer 1987 lancierte Idee einer «katholischen Tagsatzung» mit ökumenischer Ausrichtung.

Die vorliegende ausführliche Studie zeigt einen wichtigen Aspekt des Schweizer Katholizismus in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts auf: die Integration des katholischen Volksteils in den modernen Bundesstaat. Die gründliche Arbeit weist auf die intensive Verflechtung von Verbänden, Vereinen und katholischer Partei jener Epoche hin. Sie darf auch als Nachschlagewerk für eine große Zahl von Persönlichkeiten unseres Landes in jüngster Zeit gelten, die in weiten Teilen der Bevölkerung bereits vergessen sind.

Das Buch von Armin Imstepf stellt den ersten Band einer neuen Reihe dar, die Prof. Urs Altermatt im Universitätsverlag Freiburg gegründet hat. Damit erhält die moderne Katholizismusforschung einen publizistischen Anker. Auf die weiteren Bände wartet man mit großen Erwartungen.

Meggen ALOIS STEINER

Zwischen Kirche und Staat. 175 Jahre Katholischer Konfessionsteil des Kantons St. Gallen 1813–1988. Festschrift, hrsg. vom Katholischen Administrationsrat des Kantons St. Gallen. Redigiert von *Werner Vogler,* St. Gallen, Verlag am Klosterhof, 1988, 208 S., Abb.

Diese vom Katholischen Administrationsrat zur 175-Jahr-Feier des Katholischen Konfessionsteils des Kantons St. Gallen herausgegebene und mit zahlreichen, z. T. farbigen Illustrationen versehene Festschrift ist mehr als ein blosses Erinnerungsbuch. Im ersten Beitrag zeichnet alt Administrationsrat Paul Oberholzer knapp und faßlich die Entwicklungslinien nach, die von der Aufhebung der Fürstabtei 1805 zur Entstehung des Katholischen Konfessionsteils 1813 führten. Kantonsrichter und alt Präsident Josef Cavelti legt in seinem Artikel das Schwergewicht auf Wandel und Kontinuität im Katholischen Konfessionsteil St. Gallens. Der kürzlich zurückgetretene Regierungsrat Edwin Koller widmet seinen Beitrag dem Verhältnis von Staat und Konfessionsteil. Der Titel des Aufsatzes von alt Staatsschreiber Hans Stadler lautet: «Demokratischer Konfessionsteil – hierarchische Kirche: Können sie sich finden?» Den regionalgeschichtlichen Rahmen sprengt Alfred Dubach. Er befaßt sich mit dem Wandel der Kirche, insbesondere seit dem Zweiten Vatikanum und skizziert die Auswirkungen der Moderne auf die Kirche. In die Zukunft gerichtet ist der Beitrag von Bischofsvikar Ivo Fürer: «Wie können wir den Glauben den kommenden Generationen vermitteln?» Abgerundet wird der Band durch ein Verzeichnis aller Präsidenten, Mitglieder und Aktuare des Katholischen Administrationsrates seit 1813.

Alles in allem ist dies ein Buch, das nicht nur einen Abriß über die Geschichte des Katholischen Konfessionsteils des Kantons St. Gallen bringt, sondern sich darüber hinaus mit grundsätzlichen Problemen des Verhältnisses von Kirche und Staat auseinandersetzt. Damit dürfte das von Werner Vogler sorgfältig redigierte und von Bischof Otmar Mäder eingeleitete Buch über den Kreis von St. Gallen hinaus interessierte Leser finden. Auf jeden Fall hat der Katholische Konfessionsteil eine Festschrift, die den Historiker und Juristen, Religionssoziologen und Theologen gleichermaßen anspricht.

Freiburg URS ALTERMATT

HINWEISE

BIBLIOGRAPHIE DER SCHWEIZER BENEDIKTINER 1880–1980

Auf das 1500-Jahr-Jubiläum der Geburt des heiligen Benedikt von Nursia ließ die Historische Sektion der Bayerischen Benediktiner-Akademie unter der Leitung von P. Ägidius Kolb, Ottobeuren, die «Bibliographie der deutschsprachigen Benediktiner 1880–1980» ausarbeiten. Anregung und Vorbild dazu waren ähnliche Unternehmungen von August (ab 1885 P. Pirmin) Lindner, die Bayern und Österreich-Ungarn betrafen. Der 1. Band der neuen Bio-Bibliographie (zu jedem Autor sind auch biographische Daten in Kürze aufgezählt) erschien 1985 und enthält die Klöster Bayerns, Österreichs und Böhmens. Der 2. Band erscheint 1988 und umfaßt die Klöster der Benediktiner-Kongregationen der Schweiz, von Beuron, von St. Ottilien und der deutschen Provinz der Sublacenser. Was die Schweiz betrifft sind darin also die wissenschaftlichen und schriftstellerischen Arbeiten der Benediktiner von Einsiedeln, Disentis, Muri-Gries-Sarnen, Fischingen, Engelberg, Mariastein und vom St. Otmarsberg in Uznach bibliographisch erfaßt. Über das Gesamtregister im 2. Band sind auch Schweizer auffindbar, die in deutschsprachigen Klöstern des Auslandes eingetreten sind. Das genannte bibliographische Nachschlagewerk ist eine unentbehrliche Ergänzung zu den Profeßbüchern (herausgegeben von P. Rudolf Henggeler), die bekanntlich für die Schweiz leider nicht vollständig vorliegen.

Bibliographie der deutschsprachigen Benediktiner 1880–1980. 29. Erg.-bd. I und II der Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktiner-Ordens und seiner Zweige. St. Ottilien, Eos Verlag 1985/1988, Geb. DM 98.– und 198.–.

Mariastein — LUKAS SCHENKER OSB

ASSOCIAZIONE PER LA STORIA DEL MOVIMENTO CATTOLICO NEL TICINO

L'Associazione per la storia del movimento cattolico nel Ticino è stata fondata il 23 settembre 1982 a Bellinzona: a provocarne la costituzione fu, oltre la mancanza nel Ticino di un ente che si occupasse di un settore della storia che altrove è da tempo studiato, l'avvicinarsi di alcuni significativi anniversari che avrebbero potuto costituire occasione di studio e di pubblicazioni.

L'articolo primo dello statuto descrive in modo generico l'ambito di attività dell'associazione: «promuovere gli studi storici sul mondo cattolico ticinese

(diocesi, enti religiosi e di ispirazione religiosa, associazioni giovanili, movimenti politici e sindacali, stampa, ecc.), in particolare dalla fine del' 700 ad oggi, e farli conoscere mediante pubblicazioni, sessioni di studio, conferenze, ecc.»

Come si vede, già lo scopo dell'associazione va al di là dello stretto significato di «movimento cattolico», almeno come è inteso nella recente storiografia (vedi la voce «Per una storia della definizione di movimento cattolico» di Mario Bellardinelli, in Dizionario storico del movimento cattolico in Italia, Marietti, 1981, vol I/1, pag. 2 ss.), anche se, esistendo il Ticino solo dall'inizio dell'Ottocento e la diocesi ticinese solo dalla fine, la storia della presenza dei cattolici nella realtà «ticinese» grosso modo coincide col periodo in cui si manifesta e si sviluppa il «movimento cattolico» nei paesi dell'Europa occidentale.

Ma più che lungamente discutere della denominazione o della definizione degli scopi, l'associazione si è messa al lavoro, raccogliendo un primo nucleo di interessati ai temi della storia dei cattolici nel Ticino (a fine 1985 i soci raggiungevano la sessantina), e ponendosi un programma minimo di attività, così riassunto nella «presentazione» pubblicata nel primo numero del Bollettino (agosto 1983):

«– La pubblicazione di un bollettino annuale che raccolga il risultato di ricerche storiche sul movimento cattolico fatte in questi ultimi anni (lavori di diploma e di dottorato in storia, ricerche particolari, contributi ad opere collettive, ecc.);

– la promozione e l'aiuto a studi storici sui mondo cattolico ticinese (finanziamento di ricerche, borse per dottorandi, ecc.);

– l'edizione di lavori storici particolari, come tesi universitarie, ecc.;

– il coordinamento in generale della ricerca sul movimento cattolico nel Ticino e con iniziative analoghe fuori del Ticino».

Secondo questi propositi, verificati regolarmente durante le assemblee annuali, l'associazione ha operato, assistita da una commissione scientifica composta di professori universitari (Altermatt e Ruffieux di Friborgo, Rumi e Vecchio di Milano, Campanini di Parma) e allacciando rapporti con qualificati istituti storici, in particolre con l'opera Helvetia sacra di Basilea e con l'Archivio per la storia del movimento sociale cattolico in Italia di Milano.

Grazie ad un accordo con la Federazione dei docenti ticinesi, che ha messo a disposizione il numero estivo del mensile Risveglio, è stato possibile pubblicare annualmente un Bollettino (fin qui quattro fascicoli, per un totale di circa 300 pagine) con una serie di contributi. Ricordo i più significativi: due articoli di Giorgio Rumi (1983 e 1985) sulla storia diocesana, lo studio di Urs Altermatt sulla storia politica dei cattolici svizzeri (1984), i contributi di Romano Broggini sulle scuole cattoliche nel Ticino (1984, 1985, 1986), gli articoli di Brigitte Degler-Spengler su Helvetia sacra (1984 e 1986), ecc.

L'associazione ha inoltre dato un impulso significativo alla riflessione storica in occasione degli anniversari caduti in questi anni: prima con la pubblicazione e presentazione della ricerca di Antonietta Moretti sulla Chiesa ticinese dell'Ottocento (Dadò, Locarno 1985), in occasione del centenario diocesano; poi, in collaborazione con la centenaria Lepontia, promuovendo la pubblicazione della storia della società accademica curata da Aldo Abächerli; in occasione del 150°

della nascita di Gioachimo Respini, curando la pubblicazione de La lotta politica nel Ticino (Dadò, Locarno, 1986) di Fabrizio Panzera ed un convegno storico a Cevio; infine promuovendo a Lugano, sotto la direzione del prof. Giorgio Campanini di Parma, un seminario su I cattolici ticinesi e la guerra di Spagna: gli Atti del convegno sono stati pubblicati nel Bollettino 1987 dell'associazione.

A queste attività che hanno raccolto un ampio consenso pubblico, occorre aggiungere l'opera di informazione e di coordinamento di indagini storiche (che ha suscitato almeno tre nuove ricerche su argomenti ticinesi) e l'ormai avviata raccolta di documenti, con la collaborazione già fattiva di Lepontia e del segretariato del Partito popolare democratico ticinese.

ALBERTO LEPORI
presidente dell'Associazione
per la storia del Movimento
cattolico nel Ticino

Le pubblicazioni si possono ordinare presso la libreria Vecchio Tram, corso Bello, Mendrisio, o direttamente presso l'associazione (cp. 3295, Lugano), cui ci si può rivolgere per l'adesione e ogni informazione.